Band 874 ● 2.20 DM

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Tier

Band 874 ● 2.20 DM

Schweiz Fr 2.20 / Österreich S 18
Frankreich F 10.00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2.90 / Spanien P 275





Das Tier

John Sinclair Nr. 874

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 04.04.1995

Titelbild von Jean Yves Kervévan

Sinclair Crew

Das Tier

Johnny Conolly hatte die Angst besiegt oder sie zumindest unterdrückt, aber die Dunkelheit hatte er nicht vertreiben können. Nach wie vor hüllte sie ihn ein, preßte sich an ihn, so daß er sie manchmal mit einem Monster verglich, das ihm den Atem rauben wollte.

Sie war einfach da, er hätte es auch ändern können, aber seit der letzten Begegnung mit dem Wesen traute er sich nicht, die Flamme des Feuerzeugs aufzischeln zu lassen.

Er wollte nichts sehen. Nicht den Gabentisch des Grauens und auch nicht das Wesen, das unter ihm seinen Platz inmitten von Blut und Tierkadavern gefunden hatte.

So blieb Johnny stehen, mit dem Rücken an die verschlossene Tür gelehnt. Er hoffte und betete, daß dieses schreckliche Wesen nicht zu ihm kam und ihn fraß.

In den letzten Minuten seiner Gefangenschaft hatte er immer stärker an einen Ghoul gedacht, an diese leichenfressenden Gestalten, die schrecklichsten aller Dämonen mit, aber der typische Leichengeruch, der von den Ghouls ausging, wehte ihn nicht an.

Wer war das Wesen dann?

Johnny wollte aus seinem Verlies heraus. Lange würde er nicht mehr durchhalten. Immer wieder verstärkte sich die Furcht. In der tiefen Dunkelheit entwickelte sich daraus eine Panik, die er einfach nicht mehr so leicht unterdrücken konnte.

Nicht immer war es still.

Ab und zu hörte er auch seinen unheimlichen Nachbarn. Da klangen dann Geräusche auf, die er kaum fassen konnte. Manchmal hörten sie sich an wie ein Schlürfen, denn vernahm er ein Klatschen oder Schmatzen, durchdrungen von einem kaum unterdrückten Knurren oder anderen satten, zufrieden klingenden Lauten.

Das Wesen war da.

Er hatte es gesehen.

Zumindest eine Hand und einen Arm, dessen Farbe ihn doch jetzt beunruhigte. So sah zwar der normale Arm eines Menschen aus, die Hand in etwa auch, aber die Haut war so widerlich rosafarben gewesen, glatt und ohne ein einziges Härchen.

Die Haut wie bei einem Ferkel.

Mit dem Rücken gegen die Tür gelehnt, atmete Johnny tief durch. Er wußte nicht, wie oft er schon über die Ereignisse der Vergangenheit nachgedacht hatte, nun aber kamen sie ihm wieder in den Sinn.

Begonnen hatte es mit seinem Freund Marty. Sie waren nach Schulschluß in ihr Wohngebiet gefahren, und vor dem Haus der Stones hatte Marty plötzlich einen Stein aufgehoben, um ihn Johnny über den Kopf zu schlagen. Er hatte ihn töten wollen, und er hatte dabei mit einer fremden Stimme von einem Gabentisch des Grauens gesprochen.

Johnny war dem Angriff entwischt, aber er hatte es seinen Eltern erzählt. Sein Vater wollte sich der Sache annehmen, was er sicherlich auch getan hatte, nur war Johnny inzwischen entführt worden.

Jemand hatte an einer einsamen Stelle auf ihn gelauert, ihn dann vom Rad geholt und in einem bewußtlosen Zustand in dieses Verlies geschafft, in dem er auch erwacht war und noch immer nicht wußte, wo er sich genau befand.

Hin und wieder hatte er die unheimlich klingende Musik über sich gehört. Deshalb konnte er davon ausgehen, daß er sich möglicherweise unter einer Kirche befand oder aber unter einer Kirchen-Disco, denn dorthin hatten auch Spuren geführt.

Vieles war ihm unklar geblieben, doch eines stand fest. Aus eigener Kraft würde er sich aus diesem Gefängnis nicht befreien können, dafür

hatten schon andere gesorgt.
Was würde passieren? Warum hatte man ausgerechnet ihn geholt? Was hatte er den anderen getan?
Johnny würde sich selbst keine Antwort geben können, das mußten andere tun, und er war davon überzeugt, daß er nicht die ganze Nacht über allein bleiben würde. Irgend etwas würde und mußte geschehen, denn das Leben ging weiter, auch seines und auch, wenn es auf einer schiefen Bahn verlief.
Er wartete.
Stunden waren erst vergangen, doch Johnny kamen sie vor wie lange Tage ohne Licht.
Manchmal hörte er die Musik, dann wieder nicht. Im Augenblick war es so, daß er sie nicht hörte.
Sie hielt sich irgendwie zurück, als wollte sie ihn nicht stören.
Dafür vernahm er andere Geräusche, sie kamen von draußen. Zuerst wollte Johnny es nicht glauben, aber er stand nun mal dicht an der Tür, und diese Laute waren jenseits dieser Sperre aufgeklungen.
Tritte, Stimmen?
Beides.
Johnny wußte nicht, was sich jenseits der Tür befand. Er rechnete mit einem dunklen Kellergang, aber auch mit einer Treppe, und plötzlich schrak er zusammen. Nicht etwa vor Angst, mehr aus Überraschung, denn unter der Tür hindurch drang ein heller Streifen in sein Verlies.
Der Junge wurde in seiner Annahme bestätigt. Jemand bewegte sich auf sein Gefängnis zu, und er hoffte auch, daß dieser Jemand die Tür aufschließen und ihn befreien würde.
Das war die eine Seite, die helle. Aber es gab noch eine zweite, die düstere. Was war, wenn sich Feinde auf sein Versteck zubewegten, um ihn zu vernichten?
Diese Möglichkeit bestand. Er konnte es sich auch vorstellen, daß sie ihn opfern würden. Er hatte den Gabentisch des Grauens gesehen, zuvor das Blut darauf, auch das verkehrt stehende Kreuz, die Papierrolle, das alte Buch und den Totenschädel. Das waren Beigaben, für eine Opferung. Trotz seines jungen Alters kannte sich Johnny gut aus, denn sein Leben war bisher anders verlaufen als das der meisten Jungen in seinem Alter.
Er schaute auf den Lichtbalken.
Der blieb bestehen.
Er hörte auch die Tritte und die Stimmen, denn er hatte ein Ohr gegen das Holz gepreßt. Mit dem anderen horchte er in die Dunkelheit hinein.
Da hörte er auch etwas!
Johnny erstarrte. Wieder dieses häßliche Schleifen, verbunden und

vermischt mit Lauten, die darauf schließen ließen, daß ein ETWAS versuchte, sich zu artikulieren, aber nichts weiter hervorbrachte als nur ein dumpfes Schmatzen und Stöhnen.

Johnny sah sich in einer Zwickmühle. Er wußte nicht, was er noch unternehmen sollte.

Auf der einen Seite kamen sie einen Gang entlang. Auf der anderen waren die Leute auch nicht mehr weit entfernt.

Jemand rutschte heran.

Das Zittern kannte Johnny bereits. Er nahm es hin, und es blieb auch, als er die Finger seiner ausgestreckten Hand in die rechte Hosentasche schob, wo sich das Feuerzeug befand.

Es war genau der Augenblick, an dem er sich selbst überwunden hatte. Er mußte etwas tun, er mußte sich den Dingen stellen, auch wenn sie noch so schlimm waren.

Der Schweiß klebte auf seiner Handfläche. Es war nicht einfach, das Feuerzeug zu halten. Sein Mund verzerrte sich, er wartete einige Sekunden und versuchte, sich zu beruhigen.

Es klappte einigermaßen, und Johnny zerrte wieder einmal seinen schon an der Kuppe leicht angesengten Daumen über das rauhe Rad hinweg. Kleine Funken spritzten, dann hatte das Gas Feuer gefangen, und eine ruhige Flamme stach in der halben Länge eines Fingers in die Höhe. Um Johnnys Hand herum breitete sich eine Lichtinsel aus, aber alles, was jenseits davon lag, wurde von der Dunkelheit verschluckt. Auch der Ort, an dem er die Geräusche gehört hatte.

Johnny gab trotzdem nicht auf. Er hatte einmal den Kick bekommen, und er würde es auch durchziehen.

Er bewegte sich von der Tür weg. Natürlich in kleinen, zittrigen Schritten. Er spürte den Schweiß in Tropfenbahnen über sein Gesicht rinnen, er schmeckte dann das Salz auf der Zunge, aber es war ihm egal, alles war ihm egal.

Er wollte endlich sehen.

Johnny schlich geduckt vor.

Auch die Flamme bewegte sich. Sie ließ sein Muster über die Steine des unebenen Kellerbodens tanzen. Ein Muster, das sich weiter nach vorn bewegte, je mehr sich der Junge seinem Ziel näherte.

Den Gabentisch des Grauens sah er nicht. So weit brauchte er nicht zu gehen, denn was sich darunter versteckt gehalten hatte, war hervorgekrochen und hockte am äußeren Lichtkreis der, Flamme.

Zum erstenmal sah Johnny das Tier!

***

»M… mmm… utter…?«

Es war nicht ein Wort, aber Marty Stone, der es immer hatte normal aussprechen können, war in diesem Fall wie vor den Kopf geschlagen.

Er glaubte, ein Fremder zu sein, und er wartete darauf, daß sich unter ihm das Loch auftat, um ihn zu verschlingen.

Er wollte es nicht wahrhaben, er schüttelte den Kopf. Die Umgebung war ihm fremd, er haßte diesen feuchten Keller mit dem widerlichen Schimmelgeruch. Er war dieser fremden Frau aus der Kirchen-Disco heraus gefolgt. Sie war dort verschleiert und als Königin der Nacht aufgetreten, und sie hatte sich ausgerechnet ihn aus den zahlreichen Gästen ausgesucht, um mit ihm in diesen Keller zu gehen. Das Gesicht hatte er nicht erkennen können. Doch nun sah Marty es, und er konnte es nicht fassen.

Vor ihm stand seine Mutter Susan Stone!

Marty verstand nichts mehr.

Die Welt war für ihn in den letzten Sekunden noch schlimmer geworden. In den Tagen zuvor hatte er sowieso gelitten, weil etwas anderes versucht hatte, ihn zu übernehmen. Er hatte sich mit schlimmen Gedanken herumplagen müssen, sogar mit Mordgelüsten, die er bei Johnny Conolly beinahe in die Tat umgesetzt hätte, und nun erlebte er die absolute Härte. Das wollte ihm nicht in den Kopf.

»Ich bin es tatsächlich, Marty!«

»Nein! Nein!« Er brachte die beiden Worte abgehackt hervor, als müßte er das Sprechen erst noch lernen. Er wich zurück, den ersten Schritt, den zweiten, dann stieß er mit der linken Hacke gegen die Kante der untersten Stufe, fiel zurück, erwischte auch den Handlauf nicht mehr und prallte auf die Treppe.

Dort blieb er sitzen, die Augen geschlossen, weil er hoffte, daß er diese furchtbare Halluzination irgendwann vertreiben konnte.

Es war keine Einbildung, alles war echt. Auch mit geschlossenen Augen konnte er die Stimme seiner Mutter hören. Sie sprach noch nicht, sie lachte zuerst. Dann fragte sie: »Was hast du denn, Marty? Fürchtest du dich vor mir?«

Er schwieg.

»Ich bitte dich, Junge, das brauchst du nicht. Wir haben uns doch immer gut verstanden, das wissen wir beide. Du warst mein Sonnenschein, Marty. Du und kein anderer. Ich habe mir einen Sohn gewünscht, und ich habe ihn bekommen. Das ist wunderbar gewesen für mich. Das war einfach super, wenn du verstehst.«

Er schwieg. Er wollte nicht reden. Ja, sie hatte ihn geboren, das stimmte, und er mußte auch zugeben, daß eine großartige Kindheit hinter ihm lag. Dann aber hatte es den Bruch gegeben. Er war nicht mehr er selbst. Er war da in etwas hineingeraten, das in Mord und Tod enden würde und all den Schrecken der Hölle über ihn bringen würde.

Er flüsterte etwas, was seine Mutter nicht verstanden hatte. Sie hakte sofort nach. »Was hast du gesagt?«

»Du bist nicht meine Mutter!«

Susan Stone antwortete zuerst mit einem Lachen. »Und ob ich deine Mutter bin. Ich muß es selbst am besten wissen. Natürlich bin ich deine Mutter. Was redest du denn da?«

Marty ballte seine Hände. »Ich will es aber nicht. Ich will einfach nicht, daß du meine Mutter bist.«

Er lehnte sich gegen sie auf. »Nicht du, verflucht! Nicht eine Frau, die… so kenne ich dich nicht. Du gehörst nicht in das Limelight. Diese Disco ist für uns. Wir wollen hier einen anderen Weg suchen, und ich bin dabei.« Er nickte. »Ja, ich bin dabei, und ich werde auch nicht verschwinden!«

»Das verlangt keiner von dir, mein Junge. Aber du mußt auch mich verstehen, wirklich.«

Marty hörte ihre Tritte. Er öffnete die Augen. Seine Mutter bewegte sich auf ihn zu. Auf ihrem jetzt schleierlosen Gesicht lag ein Lächeln. Es war der Ausdruck der Gewinnerin. Ein unverhohlener Triumph, das Zeichen, es geschafft zu haben. Dicht vor ihrem Sohn blieb sie stehen und schaute auf seinen Kopf.

Der Junge bewegte sich nicht. Er hatte seine Hände rechts und links auf die Stufe gedrückt, die Finger gekrümmt und umklammerte die Ränder mit harten Griffen.

»Sperr dich nicht gegen mich, Marty!« flüsterte seine Mutter. »Es ist noch nicht zu Ende.« Sie bewegte sich. Marty hörte das Rascheln des Kleiderstoffes. Sie glitt tiefer, streckte die Arme aus, weil sie ihn umfassen wollte.

Dann spürte er ihre Bemühungen und schrak zusammen. Es kam ihm vor, als hätte jemand Eis auf seine Schultern gelegt. Marty versteifte sich. Er wollte nicht mehr. Er war völlig durcheinander. Auf der einen Seite liebte er die Atmosphäre der Kirchen-Disco, auf der anderen aber mußte er plötzlich erkennen, daß seine Mutter in dieser Disco eine besondere Rolle spielte. Sie kannte sich besser aus als er und die anderen Gäste. Sie war in diesen Keller hineingegangen, als hätte sie nichts anderes zuvor getan. Sie war eine Frau, die sich auskannte und die Umgebung hier beherrschte. Er spürte den harten Druck der Fingerkuppen und wußte auch, daß er sich dagegen nicht wehren konnte.

»Hoch mit dir!«

Marty stand auf. Er war ein kräftiger, junger Mann, jetzt aber fühlte er sich völlig losgelöst. Marty schwamm innerhalb des trüben Lichtkreises. Er war nicht mehr er selbst. Er bewegte sich irgendwohin, ohne aber den Platz zu wechseln.

»He, was ist mir dir?«

»Nichts.«

»Wunderbar«, sagte sie plötzlich. »Es wird alles so ablaufen, wie ich es mir vorgestellt habe.« Sie hielt den Kopf etwas gesenkt. Martys

Augen waren geschlossen. Der Atem seiner Mutter traf sein Gesicht.

Ohne die Augen zu öffnen, fragte er: »Was wird geschehen? Was hast du damit gemeint?«

»Laß dich überraschen.«

»Gehen wir?«

»Ja.«

»Wohin denn?«

»Keine Sorge, wir werden verschwinden.. Wir werden uns auf den Weg machen, du und ich. Alles wird wunderbar sein, mein Junge. Wir werden den Weg gemeinsam gehen. Du wirst jemand kennenlernen. Du wirst ihn sehen, endlich, kann ich nur sagen.«

»Wen werde ich sehen?«

»Unter anderem Johnny.«

»Wie? *Der* Johnny?«

»Ja.«

Marty wollte es noch genauer wissen. »Der Johnny Conolly, den ich versucht habe…?«

»Richtig, Marty, richtig. Ich habe ihn geholt. Du mußtest doch deinen Auftrag erfüllen.«

Das Wort Auftrag versetzte ihm einen Stich. Marty glaubte, seine Brust würde zerteilt werden. Auftrag! Wie sich das anhörte! Himmel, er hatte keinen Auftrag erhalten! Wer sollte ihm denn…?

Seine Gedanken stockten. Plötzlich sah er die Szene wieder vor sich. Sie tauchte auf wie aus einer nebligen Umgebung, war für ihn dennoch klar zu erkenne. Die beiden Jungen - Johnny und er. Sie stellten ihre Räder ab. Alles war normal abgelaufen. Die Schule, die Fahrt nach Hause, es lief so wunderbar und dann…?

Es war über ihn gekommen wie eine Welle. Grauenhaft, schnell, nicht mehr zu halten. Er hatte sich auch nicht gegen dieses Meer stemmen können, sein Kopf war plötzlich prall gefüllt, aber nicht nur mit seiner eigenen Psyche, sondern mit der Botschaft des Fremden. Sie war hineingetost wie eine geistige Brandung, hatte ihn überschwemmt, ihm etwas befohlen, und dann hatte er es getan.

Den Stein angehoben und zugeschlagen.

Er hatte Johnny töten wollen!

Noch immer erschrak Marty bei diesen Gedanken. Doch nicht er war es gewesen, sondern ein anderer. Jemand anderer hatte ihm den Befehl dazu gegeben, den Stein aufzuheben und ihn auf den Kopf seines Schulkameraden zu schmettern.

Eine andere Stimme, eine andere Kraft, eine andere Macht.

Er zitterte plötzlich, wobei er kaum noch denken konnte. Er war zu einem Ergebnis gelangt, und er sah seine Mutter plötzlich wieder mit anderen Augen an.

Sollte sie die Macht über ihn gewonnen haben? War sie es, die ihn

dazu gebracht hatte?

Er öffnete die Augen.

Die fiktiven Bilder verschwanden, und er mußte sich wieder in der Realität zurechtfinden, auch wenn dies nicht schwer war, denn die Mutter schaute ihn an.

In ihren dunklen Augen glitzerte es, als würden darin Wassertropfen funkeln. Als hätte sie ebenfalls das Bild gesehen und auch seine geheimsten Gedanken erraten, flüsterte sie ihm zu: »Du darfst dich nicht gegen dein Schicksal stemmen, Marty. Du darfst es einfach nicht. Verstehst du das? Es ist unmöglich, dagegen anzukämpfen. Du mußt es akzeptieren, und du mußt auch ihn akzeptieren.«

Marty schwieg, und er dachte nur über die Worte seiner Mutter nach. Sie hatte ihm etwas gesagt, mit dem er nicht zufrieden sein konnte. Es hatte direkt mit ihm zu tun, aber auch indirekt. Zwei Dinge, die zusammengehörten, aber trotzdem nicht paßten, zumindest seiner Meinung nach.

Er stand auf, wobei seine Mutter ein wenig mithalf. »Ich verstehe dich ja, Marty, es war alles viel für dich, aber du wirst sehr schnell lernen, es zu akzeptieren. Wir haben es auch akzeptiert, und nicht nur das. Wir lieben es.«

Noch immer sprach seine Mutter in Rätseln. Er wußte die Lösung nicht, sie war ihm fremd und lag in einem fernen Nebel verborgen. Aber es stand für ihn fest, daß man ihn in den Mittelpunkt gedrückt hatte und er diesen Kreis aus eigener Kraft nicht mehr verlassen konnte.

»Du wirst ihn akzeptieren und auch lieben lernen. Hier unten hat er auf dich gewartet.«

»Wer, Johnny?« Marty hatte die Frage erst nicht stellen wollen, sie war ihm wie von selbst über die Lippen gerutscht. Susan Stone jedoch lachte ihren Sohn an.

»Versteife dich nicht zu sehr auf Johnny, mein Junge, er ist nur ein Teil von allem. Und nicht einmal der wichtigste.«

Marty nickte, ohne es zu wollen. Mit leeren Blicken schaute er seiner Mutter zu, die sich zur Seite drehte, ihm dabei zulächelte und auf die rechte Tür zuging. Den Schlüssel trug Susan bei sich. Sie drehte ihn zweimal, winkte ihrem Sohn mit der freien Hand zu, drückte die Tür auf und flüsterte:

»Komm, Marty, komm zu mir…«

***

Wir waren zu viert!

Sheila Conolly, ihr Mann Bill, mein Freund und Kollege Suko und ich. Wir betraten die Disco wie vier Westernhelden, die zum Duell antraten, wobei wir vom Hof her kamen und in eine Welt gelangten,

die völlig anders war.

Hier herrschte die Kirchen-Szene!

Es war modern geworden, sich mit dem Hauch des Glaubens und der christlichen Mystik zu umgeben. Man betrat die Discos nicht mehr in einem grellbunten Outfit, sondern kleidete sich spartanisch in Mönchskutten und Nonnengewänder, man trug Jesuslatschen, setzte eine Leidensmiene auf, umgab sich mit Heiligenbildern und Kerzenschein, verzichtete auf hartes Licht und Laserstrahlen, sondern machte die Disco zu einer Kirche.

Man saß in Beichtstühlen, man trank dort Klosterbier oder von Mönchen gebraute Liköre. Man stellte Kreuze auf oder schmückte sich mit ihnen, und als Halsketten diente in der Szene Rosenkränze.

Es wurde weder Techno noch Rock gespielt. In der Kirchen-Disco entsprach die Musik dem Äußeren.

Choräle und gregorianische Gesänge im Hifi-Sound hallten durch die Discos und törnten die Gäste an. Man freute sich nach innen, man wollte die Seele reinigen und sich auf die neue Spiritualität konzentrieren, und man trug Bibelzitate als Aufdrucke auf den T-Shirts.

Die Szene war noch jung, doch sie boomte, und die offizielle Kirche schaute mit einem weinenden und einem lachenden Auge zu, denn es gab durchaus Priester, die positive Ansätze sahen, wenn junge Menschen zusammenkamen und versuchten, sich zu besinnen, auch wenn ihre Wege mehr als ungewöhnlich waren.

Die neue Veränderung war zudem nicht nur auf London beschränkt. In den Staaten hatte sie ihren Ursprung gehabt und war über den großen Teich geschwappt. So hatte sie sich in den Großstätten Europas ausbreiten können. Das war schon mit einem Lauffeuer zu vergleichen.

Es gab keine Gewalt, zumindest hatten wir oder andere Kollegen nichts davon erfahren. Trotzdem waren wir auf die Szene aufmerksam geworden, denn es ging um Johnny Conolly, auf den ein Schulkamerad eine Mordversuch verübt hatte, wonach beide, Marty Stone und auch Johnny Conolly, nicht mehr aufzufinden waren.

Die Spur hatte zu der Szene-Disco »Limelight« geführt. Hier sollte sich Marty an den Abenden aufgehalten haben, hier war er bekannt, und wir gingen davon aus, ihm auch an diesem Abend in der Disco zu finden. Vielleicht konnte er uns auf Johnnys Spur bringen.

Hoffnung, mehr nicht, aber immerhin etwas, denn Johnnys Verschwinden war rätselhaft gewesen.

Schon im Vorraum erlebten wir etwas von dieser anderen, für uns fremden Welt. Wir hörten die Choräle aus dem Hauptraum der Disco dringen, wir sahen die mit dunklem Stoff bespannten Wände, wir sahen auch die so unecht gekleideten Gestalten und hatten den

Eindruck, in einem Raum zu stehen, der zu einem Kloster gehörte.

Jemand trat auf uns zu. Es war komisch gewesen. Dicht nach unserem Eintritt waren uns die lebenden Personen im Vorraum für einen Moment wie erstarrt vorgekommen, was sicherlich an uns lag, denn wir paßten von der Kleidung her wahrhaftig nicht in diese Szenerie.

Jemand kam auf uns zu. Ein Mann Mitte Zwanzig. Er trug eine glänzende schwarze Kutte und hob uns die Arme wie zum Gebet entgegen. »Bitte, einen Moment!«

Wir blieben stehen.

Auch er rührte sich nicht mehr und schaute etwas unsicher von einem zum anderen. Sicherlich überlegte er, was wir hier zu suchen hatten, und auch Sheilas Anwesenheit irritierte ihn. Wir ließen ihm Zeit. Er suchte nach Worten, bis Sheilas Geduldsfaden riß.

»Was ist jetzt?«

»Pardon, aber ich sehe, daß Sie nicht zu uns gehören.«

»Stimmt, Meister. Sollen wir uns Kutten überstreifen?«

»Damit wäre es nicht getan, Madam«, erwiderte der junge Mann höflich. »Damit wäre es wirklich nicht getan. Ihnen fehlt die innere Einstellung, das ist sicher.«

»Ah, so ist das.«

»Ja, leider.«

»Ich denke schon, daß wir sie haben.«

»Es ist ein Club, Madam.«

Sheila war in Form. Wenn es um ihren Sohn ging, konnte sie zu einer zweibeinigen Löwin werden.

Sie trat noch näher an den Knaben heran, an dessen Ohrläppchen goldene Kreuze baumelten, tippte ihm gegen die Brust und lächelte kalt. »Was Sie uns sagen, das interessiert uns nicht die Bohne. Wir werden in diese Disco gehen, und Sie werden uns nicht daran hindern. Haben Sie verstanden?«

»Es ist ein Club.« Er hatte es versucht, aber seine Worte klangen nicht überzeugend.

»Dann werden wir uns den Club genauer anschauen.«

»Sie sind kein Mitglied, Sie…«

Sheila streckte den Arm aus. Sie legte die flache Hand gegen die Brust des Kerls und schob ihn zurück. In der nahen Umgebung standen drei Zuschauer die nicht eingriffen, und auch der Knabe im glänzenden Gewand wehrte sich nicht mehr.

Er drückte sich zur Seite und wollte dorthin, wo ein Garderobenständer stand. In der Nähe befand sich auch ein Telefon. Suko ließ ihn so weit nicht kommen. Er holte ihn an der Schulter zurück, kümmerte sich nicht um den Fluch, sondern zeigte ihm die Legitimation.

»Reicht das?«
Der Knabe staunte. »Polizei?«
»Gut, daß Sie lesen können.«
Der Knabe war schon bleich genug. Er wurde nicht bleicher, sein Gesicht bekam eine gewisse Röte.
»Aber wir haben nichts getan. Wir sind sauber. Es gibt hier keine Drogen und…«
»Das wissen wir, Meister. Deshalb haben Sie auch nichts zu befürchten. Wir werden auch schnell wieder verschwunden sein, wenn wir gefunden haben, was wir suchen.«
Der Mann nickte.
»Bis später«, sagte Suko lächelnd und ließ ihn stehen.
Die beiden Conollys hatten vor dem eigentlichen Raum gewartet. Der Zugang war durch einen dunklen Vorhang verdeckt, der sich in der Mitte teilen ließ.
»Das wurde auch Zeit!« flüsterte Sheila.
Ich lächelte. »Keine Sorge, wir schaffen es.«
»Hoffentlich.«
Sie war es auch, die den Vorhang teilte. Die Musik nahm an Lautstärke zu. Sie beherrschte für einen Moment unser gesamtes Denken, und wenn wir die Augen geschlossen hätten, wären wir uns tatsächlich vorgekommen wie in einer Kirche, da die äußeren Bedingungen ebenfalls stimmten.
Wir rochen den Weihrauch und das Wachs der Kerzen. Die hallenden Klänge der Musik, dazwischen die schweren Stimmen der singenden Mönche, hier kamen einige Dinge zusammen, um die klöster- und kirchliche Atmosphäre perfekt zu machen.
Wir hatten mit dieser Atmosphäre rechnen müssen. Trotzdem war sie uns fremd und überraschte uns.
Es war besonders das Outfit der Gäste. Junge »Mönche« und »Novizinnen« bewegten sich auf einer kleinen Tanzfläche, hockten auf Kirchenbänken oder in Beichtstühlen dicht beisammen. Manche Gäste saßen auch allein und lauschten dem Gesang.
Kerzen spendeten Licht. Nur dort, wo sich die Theke befand, half die Elektrizität mit, die Umgebung zu erhellen. Rauchschwaden zogen träge durch die Lichtarme oder hüllten die Gestalten ein, die an der Theke saßen oder hinter ihr bedienten.
Da trugen die Keeper Meßdienergewänder. Das hatte ich auch noch nicht gesehen.
»Mir ist es hier zu laut«, sagte Sheila.
»Das können wir ändern«, erklärte Bill. »Wartet ihr an der Theke auf mich.« Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, als er verschwand, um den Platz ausfindig zu machen, der wichtig für ihn war.
Plötzlich verstummten die Gesänge.

Stille breitete sich aus. Auch die Gespräche waren nicht zu hören. Auf der Tanzfläche erstarrten die Paare, und niemand war da, der protestierte.

Suko und ich waren zur Theke gegangen und hatten uns dort auf zwei Hocker gesetzt. Neben mir saß eine junge Frau, die an eine Nonne erinnerte. Sie schaute mich skeptisch an und nuckelte an ihrem Drink. Der Strohhalm steckte zwischen ihren dunkel geschminkten Lippen.

Ein Geräusch unterbrach die beklemmende Stille. Es waren die harten Tritte einer Frau. Zielstrebig ging Sheila Conolly auf die Tanzfläche zu und stellte sich dort hin.

Die Paare hatten ihr Platz geschaffen, und die Augen aller Gäste waren jetzt auf sie gerichtet.

Bill stand plötzlich neben Suko. »Sie muß es einfach tun«, sagte er leise zu uns. »Sheila braucht ein Ventil, sonst dreht sie noch durch. Johnnys Verschwinden hat sie hart erwischt.«

»Dich nicht?« murmelte ich.

»Natürlich.«

Es war Sheila anzusehen, daß sie etwas sagen wollte, und sie enttäuschte die Gäste auch nicht.

»Ich möchte, daß Sie mir alle für einen Moment zuhören, und ich möchte auch, daß niemand diesen Raum hier verläßt. Es wird nicht lange dauern, aber mein Mann und ich versprechen uns von diesem Besuch hier bei Ihnen doch einiges.«

Schweigen.

Sheila holte Luft. Sie sammelte sich. Nur das Licht der Kerzen streifte über die Tanzfläche und ließ Sheila Conolly aussehen wie eine unheimliche Gestalt.

»Es geht um zwei junge Männer. Ich werde Ihnen jetzt die Namen nennen und ich denke, daß zumindest einer hier bekannt ist. Der erste Name lautet Marty Stone. Der zweite Johnny Conolly, und dieser Johnny ist zufällig mein Sohn. Wer kennt die beiden? Hat sie jemand hier gesehen?«

Ich hatte Sheila nicht aus den Augen gelassen. Trotz ihrer Sicherheit war sie mehr als unsicher. Am Zucken des Mundes war es gut zu erkennen. Sheila sah aus wie eine Frau, die dicht davor stand, in Tränen auszubrechen, aber sie hielt sich zurück.

»Keiner?« fragte sie. »Keiner kennt die beiden? Nicht einmal Marty Stone, der hier jeden Abend zu Gast war?«

Man hob die Schultern oder schüttelte die Köpfe. Damit wollte sich Sheila nicht zufrieden geben. In ihrer Nähe stand ein Paar, das sich eng umschlungen hielt. Einen großen Schritt ging Sheila auf die beiden zu, die zusammenschraken, als hätten sie ein schlechtes Gewissen, was sicherlich auch der Fall war.

»Was ist mit euch? Wer von euch kann mir sagen, wo ich Marty Stone finde?«

Sie hoben die Schultern. »Ihr lügt!«

»Nein!« sagte das Mädchen. »Wir lügen nicht. Wir sind erst vor ein paar Minuten angekommen und haben Marty bisher nicht gesehen.«

»Und Johnny?«

»Auch nicht.« Jetzt sprach der junge Mann. Er trug ein schwarzes T-Shirt mit Bibelzitaten als Aufdruck. »Den Namen Johnny Conolly habe ich noch nie gehört.«

Sheila schaute ihn an. Sie glaubte ihm, aber sie gab nicht auf. »Gut, aber es gibt sicherlich Gäste, die schon eine Stunde und länger hier sind. Wir werden sie fragen. Wir werden jeden einzelnen von euch fragen«, sagte sie, während sie sich in einem Halbkreis drehte. »Marty Stone zumindest muß hier im Limelight gewesen sein. Dafür haben wir Beweise. Und wir wollen wissen, was mit ihm geschehen ist. Kapiert?« Sheila verließ die Tanzfläche. Wieder durchbrachen die Echos der Tritte das Schweigen. Längst ging sie nicht mehr so sicher wie beim Hinweg.

Bill schritt ihr entgegen. Ich blieb an der Theke und beobachtete so gut wie möglich. Die Conollys flüsterten miteinander. Bill nickte, dann kam er zu mir. »Sheila möchte mit jedem Gast sprechen. Bist du einverstanden? Es muß eine Spur geben.«

»Sicher.«

»Und wenn wir die Bude hier auf den Kopf stellen.«

Mein Lächeln fiel gequält aus. »Bill, wir haben keinen Durchsuchungsbefehl, deshalb sind wir auf die Hilfe der anderen angewiesen.«

»Das stimmt. Was hältst du denn von dieser Befragung.«

»Nicht schlecht.«

»Aber…«

»Ich bleibe hier an der Theke, da habe ich den besten Überblick - okay?«

»Wie du willst«, sagte er und war leicht enttäuscht.

»Dafür bleibe ich bei euch«, meldete sich Suko. »Wir teilen uns die Aufgabe.«

»Gut.« Diesmal nickte Bill erleichtert.

»Dann laß uns keine Zeit mehr verlieren.« Suko löste sich von seinem Platz.

Ich blieb zurück.

Es war eine andere Atmosphäre eingetreten. Jetzt, wo die Stimmen der Sänger nicht mehr durch den Raum hallten, wirkte die Umgebung auf mich trotz des Kerzenscheins kalt. Wie in einer winterlichen Kirche, in der sich zwar Menschen aufhielten, die aber mehr Phantomen glichen und so gut wie nicht existent waren.

Sheila, Bill und Suko teilten sich die Arbeit. Sie drittelten den Raum praktisch auf.

Eigentlich hätte ich zufrieden sein können oder sogar müssen. Denn unser Auftreten war friedlich gewesen, und auch jetzt roch es nicht nach Gewalt. Ich fühlte mich trotzdem nicht gut, weil ich einfach den Eindruck hatte, daß man uns nicht nur etwas verschwieg, sondern uns sogar etwas vorspielte. Der Panzer mußte durchbrochen werden. Ich wollte Suko und den Conollys die Chance geben und mich erst später einmischen. Ich dachte an einen schnell herbeigeholten Durchsuchungsbefehl, der uns die Möglichkeit gab, auch in anderen Räumen des Hauses nachzuschauen, aber meine Gedanken wurden unterbrochen, weil mich die »Novizin« neben mir ansprach.

»Du suchst nicht mit?«

Ich drehte den Kopf. Interessierte Augen blickten in mein Gesicht. Der Mund zeigte ein spöttisches Lächeln. Die Arme hatte das Girl vor der Brust verschränkt. Trotz der Nonnentracht war diese Person sexy angezogen, es lag auch an den langen Schlitzen. Die Finger spielten mit den Perlen eines Rosenkranzes, ich lauschte dem leisen Klacken und sagte dann: »Nein, ich bleibe hier.«

»Ist vielleicht besser so.«

»Weshalb?«

»Man wird denen nichts sagen.« Sie nickte in den Raum hinein. »Die Gäste haben zwar kein Schweigegelübde abgelegt, aber man versteht sich untereinander.«

»Das kann ich mir denken.«

»Die Szene ist nicht sehr groß. Sie hält zusammen.«

»Leider oder schlecht, wenn sie in einen miesen Ruf gerät. Wir sind hier nicht zum Spaß.«

Ich hörte ein leises Lachen. »Darf ich fragen, ob du ein Bulle bist?«

»Ja, Polizist.«

»Dachte ich es mir doch.«

»War auch nicht schwer.«

»Das stimmt.« Dann faßte sie mich an und strich von der Schulter her über meinen Arm. »Spendierst du mir einen Drink? Ich habe noch nie von einem Polizisten einen Drink bekommen, und Ausnahmen sollen ja die Regel bestätigen.«

»Wenn du willst.«

»Sicher.« Sie drehte sich dem »Meßdiener« zu, der in den letzten Minuten nichts zu tun bekommen hatte. »Einmal Nonnenblut, bitte.«

»Ja, ja, sofort.«

Die Kleine lächelte. »Ich heiße übrigens Julie«, sagte sie. »Julie Jenkins.«

»Netter Name.«

»Sag mir deinen.«

»John.«
»Mehr nicht?«
»Es reicht.«
»Nun gut, wenn du willst.« Sie drehte sich und streckte ihren Arm aus, um das mit einer roten Flüssigkeit gefüllte Glas entgegenzunehmen. Als sie meinen skeptischen Blick sah, mußte sie lachen.
»Ich weiß, was du jetzt denkst, John.«
»Was denn?«
»Daß es aussieht wie Blut. Aber das stimmt nicht. Es ist kein Blut, der Drink heißt nur so. Man hat ihn hier kreiert. Hauptbestandteil ist Rotwein.«
»So ist das.«
»Willst du probieren?« Sie hielt mir das Glas hin.
Ich lehnte höflich ab. Dafür nahm Julie einen Schluck und nickte. »Er schmeckt immer wieder gut. Man kann sich wirklich an das Zeug gewöhnen. Ja, was ich noch sagen wollte, Marty Stone hat ihn auch immer gern getrunken.«
Ich hatte nicht richtig zugehört, der letzte Teil der Antwort elektrisierte mich. »Bitte? Hast du soeben den Namen Marty Stone erwähnt?«
»Klar.«
»Dann kennst du ihn?«
Julie mußte sich räuspern. »Und ob ich ihn kenne. Jeder hier kennt Marty.«
»Das ist interessant.«
Sie nahm einen großen Schluck und stellte das Glas auf die schwarze Theke. »Marty ist Stammgast hier wie so viele.«
»Auch Johnny?«
Ihr Gesicht zeigte Unsicherheit. »Nein. - Keine Ahnung.«
Ich glaubte ihr. Es war komisch, aber ich traute dieser Person und sprach davon, daß Johnny ein Schulkamerad von Marty war.
»Das bin ich auch«, gab Julie zu. »Zumindest gehen wir auf dieselbe Schule. Nur bin ich älter.«
Es wurde interessant. »Dann könnte dir der Name Conolly auch so fremd nicht sein.«
»Ist er auch nicht«, gab Julie zu. »Aber ich kenne ihn nicht persönlich. Ich habe ihn mal gehört. Schließlich sind wir auf derselben Schule. Da kommt man schon zusammen.«
»Denke ich auch. Aber hier hast du Johnny noch nie gesehen?«
»Ich schwöre es bei allem, was mir heilig ist. Und das ist eine ganze Menge:«
»Okay, abgehakt, Julie. Bleiben wir bei Marty. Er war also heute abend hier?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»War er hier? Ja oder nein?«

Ich erhielt die Antwort nicht sofort, weil sich Julie zunächst umschaute. Sie wollte sichergehen, daß uns niemand belauschte, und sie senkte ihre Stimme. »Ja, er war hier.«

»Wunderbar. Kannst du mir sagen, wo er jetzt steckt?«

»Er ist verschwunden, ganz einfach.«

»Weggegangen?«

»Ja und nein. Er hat das Limelight nicht direkt verlassen, denke ich mal.« Sie trank wieder und ließ mich auf heißen Kohlen stehen. »Jemand hat ihn ausgesucht, und mit dieser Person ist er dann verschwunden.«

»Die du ebenfalls kennst?«

»Alle kennen sie.«

Ich merkte, daß Ungeduld in mir hochstieg, riß mich aber zusammen. Im Hintergrund sah ich, daß sich Sheila nahe der Beichtstühle aufhielt, während Suko und Bill die Gäste nahe des Ausgangs befragten. Wahrscheinlich fuhren sie nicht auf der Erfolgsschiene, im Gegensatz zu mir. »Ich hätte gern den Namen gewußt.«

»Es ist die Königin der Nacht!«

Hätte ich in diesem Moment etwas getrunken, ich hätte mich sicherlich verschluckt.

»Überrascht?«

»Und wie. Allerdings auch noch mehr. Ich fühle mich auf den Arm genommen. Die Königin der Nacht ist eine Figur aus der Zauberflöte.«

»Das weiß ich.«

»Und sie existiert nicht«, sagte ich.

»Hier schon. Es gibt eine Frau, deren Gesicht niemand kennt. Sie erscheint hier zwischen uns, sie tanzt und sucht sich danach immer einen jungen Mann aus, um mit ihm zu verschwinden.«

»Wohin?«

Julie Jenkins hob die Schultern. »Bei allen Heiligen, John, ich weiß es nicht.«

Sollte ich ihr glauben oder nicht? Ich wußte es ebenfalls nicht. Aber es mußte etwas geben, das selbst hier den Begriff außergewöhnlich verdiente. »Die Antwort war mir etwas dünn, Julie. Könntest du nicht ins Detail gehen?«

»Warum?«

»Weil du mich neugierig gemacht hast. Weil du dieses Thema nicht grundlos angeschnitten hast. Ich könnte mir vorstellen, daß du in deinem Innern zerrissen bist und vielleicht aufatmest, daß du mit mir über das Thema sprechen kannst.«

Wieder konnte sie das Lachen nicht unterdrücken. Ihre Augen

funkelten dabei, aber ich sah auch so etwas wie Furcht in ihnen schimmern. »Kleiner Psychologe, wie?«

»Weder Psychologe noch Psychotherapeut, Julie. Ich bin nur jemand, der seine Erfahrungen gesammelt hat. Das ist alles.«

»Wie du willst.«

»Ich höre.«

Wieder erzählte sie mir mit leiser Stimme, was da vorgefallen war. Und sie legte es glaubhaft offen.

Ich sah die Königin der Nacht plötzlich in einem anderen Licht, und ich konnte mir auch vorstellen, wie diese Person plötzlich in eine Atmosphäre wie diese hier eintrat und alles sofort übernahm.

Julie hatte einen Schauder bekommen, als sie noch einmal nach ihrem Glas griff und es leertrank.

»Noch einen Drink?« fragte ich.

Sie beugte den Kopf nach vorn, stieß leicht auf und lehnte dankend ab. Als ich sie wieder normal ansehen konnte, stand sie voll und ganz unter dem Eindruck des Erlebten. Sogar die Hände zitterten.

Ich faßte sie an. Die Haut war kalt.

»Was hast du?«

»Ich weiß es nicht, John, ich weiß es wirklich nicht. Es ist die Erinnerung.«

»Nicht die Königin der Nacht?«

»Beides.«

Ich räusperte mich. Dieses Thema war brisant. Julie hatte mir einen Tunnel geöffnet, durch den ich oder wir gehen konnten. Noch lag er zu sehr im Finstern, und in mir tobten auch eine Menge Fragen. »Bitte, Julie, du mußt dich jetzt zusammenreißen. Diese Königin holt sich junge Männer für eine Nacht oder mehrere Stunden. Sind Sie denn zurückgekehrt?«

»Ja.«

»Alle?«

»Jeder.«

»Und? Was haben sie berichtet? Sie müssen doch etwas erzählt haben. Ihre Erlebnisse waren sicherlich nicht so, daß sie diese für sich behalten wollten.«

Julies Antwort klang leise und lahm zugleich. »Nichts haben sie gesagt«, erklärte sie. »Gar nichts.«

»Habt ihr auch nicht gefragt?«

»Doch. Aber Antworten erhielten wir nicht. Es war… es war«, sie überlegte, »als hätten sie ihr Gedächtnis verloren. Zumindest für den bestimmten Zeitpunkt. Sie kehrten zurück, sie mischten sich auch unter uns, aber sie waren für uns fremd geworden. Wenn sie sich bewegten oder wenn sie sprachen, waren sie mit ihren Gedanken ganz woanders. Sie standen unter einem fremden Einfluß. Sie gehörten

noch zu uns, dennoch waren sie Außenseiter, das konnte ihnen jeder ansehen.« Sie schüttelte sich. »Wir kamen nicht damit zurecht.«

»Auch später nicht?«

»Tage danach waren sie wieder normal. Als wäre mit ihnen nichts geschehen.«

Ich überlegte. »Sicherlich habt ihr sie noch einmal nach ihren Erlebnissen gefragt.«

»Hin und wieder.« Julie schaute auf ihre Hände, die sie in den Schoß gelegt hatte. »Es war eine Pleite, John. Sie hoben nur die Schultern und schwiegen.«

»Kein Hinweis? Das kann ich mir nicht vorstellen.«

»Doch, ein- oder zweimal.« Julie spielte mit ihren Fingern. »Da haben wir etwas gehört.«

»Was?«

»Ein Begriff wurde erwähnt. Das Tier! Ja, das Tier…«

Ich saß unbeweglich und merkte, daß sich auch auf meinem Rücken eine zweite Haut bildete. »Das Tier«, flüsterte ich vor mich hinnickend. »Ja, ich hätte es mir denken können.«

»Wieso? Weißt du davon?«

»Durch Marty?«

Julie Jenkins war so perplex, daß sie die Balance auf dem Hocker beinahe verloren hätte. »Du kennst Marty? Und er hat in deinem Beisein von dem Tier geredet?«

»So ist es.«

Fast hätte sie mich geschlagen. Den Arm hielt sie bereits halb erhoben. Sie überlegte es sich und sagte: »Er ist doch erst heute abend geholt worden. Wann hast du denn mit ihm gesprochen?«

»Am Nachmittag.«

»Da hatte er noch nichts erlebt…«

»Wer weiß, Julie. Nicht immer wird alles so laufen, wie ihr es euch vorstellt. Es kann Varianten geben, und das ist sicherlich bei Marty Stone der Fall gewesen.«

Julie strich durch ihr Gesicht. »Himmel, dann muß er ja… dann muß er schon vorher von dem Tier erfahren haben. Oder ist das so falsch gedacht, John?«

»Nein, bestimmt nicht.«

Sie schloß die Augen. »Es wird immer rätselhafter.« Plötzlich klammerte sie sich an mich. »Ich bin froh, daß ich dich getroffen habe. Und du hast recht gehabt. In mir ist die Angst unterschwellig vorhanden. Ich… ich… komme mit ihr nicht zurecht. Hier geschieht etwas, das mir Furcht machen kann, und den anderen auch.«

»Kein Widerspruch, Julie. Aber zumindest möchte ich wissen, wohin diese Königin der Nacht mit Marty Stone gegangen ist.«

Sie zeigte nach vorn.

»Pardon, aber ich verstehe nicht...«
»Sie haben die Disco nicht durch den normalen Ausgang verlassen. Das steht fest.«
»Aber hier sind sie auch nicht.«
»Stimmt.«
»Wo kann ich sie finden?«
Julie beugte sich mir entgegen und brachte ihre Lippen dicht an mein Ohr.
»Es gibt hier eine Tür, die kaum zu sehen ist. Durch sie ist die Königin der Nacht mit Marty verschwunden.«
»Akzeptiert. Kannst du mir auch sagen, was sich hinter der Tür befindet?« wollte ich wissen.
»Nein, ich war noch nie dort.«
Ich glaubte ihr. »Wer kann es wissen?«
»Das weiß ich nicht.«
»Wem gehört die Disco?«
»Ist mir auch nicht bekannt.«
»Aber es wird doch so etwas wie einen Chef oder Aufpasser hier geben, denke ich.«
»Das schon. Er nennt sich Glorius und ist wohl der Geschäftsführer, obwohl wir ihn nie so erleben.«
»Kannst du ihn mir zeigen?«
»Ich habe ihn nicht gesehen, aber er ist hier, das weiß ich«, murmelte sie. »Dann beschreibe ihn.«
Das konnte Julie. Sehr bald schon wußte ich, daß wir bereits mit diesem Glorius gesprochen hatten.
Es war der Typ im glänzenden Umhang gewesen, der uns den Eintritt hatte verwehren wollen. Ich wollte mich auch nicht weiter um ihn kümmern und kam auf die Tür zu sprechen. »Daß sie abgeschlossen ist, davon kann ich wohl ausgehen - oder?«
»Ja, das schon.«
»Wer besitzt einen Schlüssel?«
»Ich nicht.«
»Das kann ich mir denken. Die Königin der Nacht also.«
»Ich nehme es an.«
»Und du hast sie nie richtig gesehen, ist das richtig?«
»Ja, sie trägt immer den Schleier. Sie ist eine Frau mit schwarzen Haaren.«
»Danke für den Tip.«
Julie Jenkins hob die Schultern. »Ich habe dir schon sehr viel geholfen. Wenn das andere herausbekommen, werde ich verstoßen. Mach meinetwegen, was du willst, aber laß uns bitte in Ruhe! Wir wollen hier nur unsere Feste feiern, mit anderen Dingen haben wir nichts zu tun. Wir sind auf der Suche nach neuen Wegen.«

»Dagegen ist nichts zu sagen«, erwiderte ich. »Vorausgesetzt, die Wege führen nicht ins Verderben.«

»Mir ist es nicht schlecht ergangen und anderen auch nicht.«

»Gut, lassen wir das Thema. Die Tür ist wichtiger. Sie existiert, Du weißt nicht, was sich dahinter befindet. Wir aber werden es herauskriegen.«

Julie Jenkins erschrak leicht. »Aber dazu müßt ihr sie aufbrechen, denke ich.«

»Das ist klar.«

Sie rückte von mir weg. »Ab jetzt kennen wir uns nicht mehr!« zischelte sie und verschwand.

Ich hob die Schultern. Aus ihr wurde ich nicht schlau. Wie dem auch war, ab jetzt ging es ums Ganze. Die Tür zu finden, würde uns sicherlich keine Probleme bereiten…

***

Das Tier war unter dem Gabentisch des Grauens hervorgekrochen, und Johnny starrte dieses Wesen an wie einen Geist. Er konnte nicht fassen, was er da sah, es war so unnatürlich und gleichzeitig schrecklich, daß ihm selbst die Schreie im Hals steckenblieben und er zitternd in den Bann dieses Anblicks hineingezogen wurde.

Das Wesen war nackt.

Es war völlig haarlos. Eine glatte, rosig violett schimmernde Haut überzog die Knochen. Kein einziges Haar wuchs auf diesem Körper, der ziemlich dünn war, so daß dieses Wesen schon unterernährt aussah. Die Finger erinnerten Johnny an Knochengestelle. Sie waren lang und spitz. Das Wesen bewegte sich auf allen vieren. Bei jeder Berührung mit dem Boden tappten die Hände auf wie Pfoten, aber Johnny ignorierte das alles, denn der Kopf paßte nicht zu einem Menschen. Nicht nur, daß er auf einem verhältnismäßig dünnen Hals ruhte, er hatte auch keine Haare. Die Haut war alles andere als glatt. Antennenartige Hautwucherungen fielen auf. Außerdem schielte das Wesen, so daß ein Betrachter nie wußte, ob er angeschaut wurde oder nicht.

In die Umgebung zwischen Augen und Nase hatten sich Falten hineingegraben. Sie zogen sich von oben nach unten wie Streifen und gaben dieser Umgebung einen noch widerlicheren Ausdruck.

Johnny wunderte sich selbst darüber, daß es ihm gelang, sich dermaßen zusammenzureißen. Er konzentrierte sich auf die Augen, weil er sehen wollte, wie ihn das Tier anglotzte, aber er sah sie nicht.

Sie waren beinahe geschlossen, und lange Hautlappen, die Lider, hingen nun davor, wie kleine Vorhänge.

Das Tier war nicht ruhig. Es sabberte, sein Mund zuckte. In den Winkeln sah Johnny das Schimmern der Flüssigkeit. Das Zeug

erinnerte ihn an ein kochendes, milchiges Gebräu, auf dem kleine Bläschen tanzten, bevor sie zerplatzten.

Die Proportionen des Körpers stimmten, bis eben auf die Hände, die dem Jungen ungewöhnlich lang vorkamen.

Das Zeug an den blassen Lippen verschwand. Dann zeigte es ein Grinsen und kroch weiter.

Johnny hielt es nicht mehr aus. Er mußte zurück. Wenn er länger wartete, würde ihn das Wesen anfassen können, und vor dieser Berührung ekelte er sich.

Die Flamme erlosch. Der Junge hatte das kleine Feuerzeug nicht mehr halten können. Johnny hörte das Knurren nun im Dunkeln.

Sein Blick fiel nach links. Dort schimmerte der schmale Lichtbalken unter der Tür hervor, aber diese Helligkeit reichte beileibe nicht aus, um die Umgebung so auszuleuchten, wie er es gern gehabt hätte.

Johnny erinnerte sich daran, jenseits der Tür Geräusche gehört zu haben, die er jetzt nicht mehr vernahm. Als Hoffnungsträger blieb ihm noch das Licht.

Die Berührung an seinem rechten Fuß war wie ein Stoß. Johnny konnte den leisen Schrei nicht unterdrücken, und plötzlich hielt er es auf dem Fleck nicht mehr aus. Er warf sich zurück, prallte gegen die Steinwand und hörte ein enttäuschtes Knurren, weil es dem Wesen nicht gelungen war, ihn zu erwischen.

Es hatte unter dem Gabentisch des Grauens gelauert. Johnny erinnerte sich an das Blut auf dem Tisch, das später verschwunden war, er dachte auch an die Kadaver unter dem Tisch, und er fragte sich, ob er es noch mit einem Menschen zu tun hatte oder mit einem Wesen, das aus einer anderen Welt stammte.

Es sollte keine Rolle spielen. Die Angst trieb ihn durch das Verlies. Er blieb mit dem Rücken immer dicht an der Wand. Die Furcht vor dem Wesen war wie eine Zange, die Teile seines Körpers zusammendrückte. Er spürte in den Knien die Weichheit, die Schritte fielen ihm schwer, die Dunkelheit war zudem schlimm, und er hörte das Wesen auch nicht.

Johnny blieb stehen.

Er hatte sein Gefängnis zuvor schon etwas ausgeleuchtet. Deshalb wußte er auch, wo sich der Gabentisch befand und in welchem Winkel er zu der dicken Bohlentür stand.

An der Tür hielt sich das Tier auf.

Er sah den hellen Streifen von einem Schatten unterbrochen. Der Schatten bewegte sich zwar, jedoch nicht in Johnnys Richtung, denn er kroch an der Tür in die Höhe.

Wenig später hörte Johnny Geräusche, die ihm einen Schauer nach dem anderen über den Rücken schickten. Es war ein häßlich klingendes Kratzen und Schleifen. Er sah es nicht, aber er konnte sich

vorstellen, wie das Wesen mit seinen überlangen Fingern an der Holzhaut entlangfuhr, um zu versuchen, das Material zu durchbrechen. Es wollte sich einen Weg in die Freiheit bahnen. Vielleicht hatte es die Geräusche auch gehört und wartete auf ein Öffnen der Tür.

Johnny hörte Laute, die ihn tief trafen. Es war kein direktes Wimmern und auch kein Winseln. Es waren einfach Geräusche, die sich in der Mitte bewegten, schlimme Töne, kaum beschreibbar, vielleicht wie das Greinen eines kleinen Kindes.

Seine erste große Furcht war vorbei. Er konnte sich vorstellen, daß etwas passierte und das Wesen es sehr genau spürte. Ihm war es verborgen geblieben, denn vor der Tür vernahm er keine Geräusche.

Er wartete.

Das Greinen blieb. Es nahm nur eine andere Lautstärke an, klang mal schluchzend und jammernd, dann wieder fast wütend.

Niemand rührte sich.

Zeit verstrich.

Ein letzter Knurrlaut drang aus dem Maul, dann sackte es in sich zusammen und blieb auf dem Boden hocken.

Aber nicht lange.

Plötzlich schnellte es schlangengleich hoch. Johnny sah die Bewegung und bekam auch mit, wie sich dieses unheimliche Mensch-Tier von der Tür wegbewegte.

Das hatte seinen Grund.

An der anderen Seite bewegte sich etwas im Schloß. Deutliche Geräusche, die darauf schließen ließen, daß jemand dabei war, die Tür zu öffnen, um das Verlies zu betreten.

Wer kam?

Johnny dachte darüber nach. Es würde schlimm werden. War das aber überhaupt noch möglich?

Die Tür öffnete sich. Sie knarrte und schleifte dabei über den Boden, und diese neuen Laute lenkten Johnny in den ersten Sekunden von seinem eigentlichen Gegner ab.

Der Spalt war breiter geworden. Licht füllte ihn aus. Es mochte durchaus trübe sein, aber nach all der Dunkelheit kam es Johnny Conolly sehr hell vor.

Stimmen drangen an seine Ohren. Er sah plötzlich eine hochgewachsene Frauengestalt und einen jungen Mann, der sich auf das Verlies zubewegte.

Beide kannte er.

Susan und Marty Stone!

Die Mutter blieb hinter ihrem Sohn. Sie wollte, daß er tiefer in das Verlies hineinging, sie drückte ihn deshalb vor und hatte für Johnny keinen Blick.

Anders verhielt es sich mit dem Wesen, das noch im hineinfallenden Lichtschein hockte.

»Da, Marty, schau ihn dir an…«

Marty nickte nur.

Seine Mutter lachte leise und ätzend. »Willst du nicht wissen, wer das ist, Marty?«

»Nein, ich…«

»Ich sage es dir.« Wieder lachte sie. »Du kennst ihn. Er ist ein Teil von dir. Er ist, ja, er ist dein Bruder…«

***

Es war der grausame Plot, den auch Johnny begriffen hatte. Nur konnte und wollte er es nicht fassen. Er hätte sich am liebsten die Ohren zugehalten, um die weiteren Worte nicht mehr zu hören, doch er tat es nicht. Er blieb wie angenagelt auf dem Fleck stehen, und in seinem Kopf kreisten wild die Gedanken, ohne daß ihm eingefallen wäre, worüber er nachgedacht hätte.

Marty Stone und das Wesen waren Brüder!

Nein, nein, nein! Es waren stumme Schreie, die in Johnny hochtosten. So etwas konnte es nicht geben. Das waren keine Brüder, nie und nimmer. Der eine war ein normaler Mensch und der andere…?

Johnny wußte nicht, wie er dieses grauenhafte Geständnis einordnen sollte. Es ging über seine Kraft.

Hinter der Stirn hämmerte es. Er fror, er schwitzte gleichzeitig, er war völlig durcheinander und sah mit an, daß auch Marty es nicht begriff.

Sein Schulfreund stand da und bewegte sich nicht. Die Hände hatte er gegen den Kopf gepreßt, als könnte er gewisse Gedanken unterdrücken, die ihm automatisch kamen. Aber er spürte nicht die große Angst und zuckte nicht mal zusammen, als ihm seine Mutter die Hand auf die Schulter legte.

»Schau ihn dir an, mein Sohn. Du bist nicht allein. Er ist ein Verwandter, er ist dein Bruder.«

Marty schwieg. Verständlich. Was ihm da gesagt worden war, hätte auch ein persönlich nicht Betroffener nicht nachvollziehen können. Wie sollte Marty es fassen? Wenn es tatsächlich stimmte, mußte dieses Wesen auch der andere Sohn seiner Mutter sein.

»Was sagst du, Marty?«

Der Junge ließ sich Zeit. Er überlegte. Sein rechter Fuß rutschte unruhig auf dem Boden hin und her.

»Das Tier, Mum. Es ist das Tier!« Er flüsterte, dann sprach er lauter. »Er ist das verdammte Tier, das ich gehört habe. Ich… ich… habe seine Gedanken empfangen können…«

»Dein Bruder, Marty!« Die Stimme der Frau hatte eine derartige Macht über den Jungen, daß dieser nicht mal protestierte und es hinnahm. Er hörte auch den weiteren Worten zu. »Ich habe es lange genug vor dir versteckt gehalten, nun aber wirst du es erleben. Du bleibst mit ihm zusammen. Es wird von dir lernen. Du wirst von ihm lernen. Ihr werdet euch geistig gegenseitig befruchten, und irgendwann wirst du deinem Bruder auch einen Namen geben können. Du wirst dich an ihn gewöhnen, ihr werdet merken, daß ihr gar nicht so verschieden seid.«

Marty Stone senkte den Kopf. Es war nicht zu erkennen, ob er seiner Mutter glaubte oder nicht, aber er wagte auch keinen Protest. Er nahm es einfach hin, wobei er auf seine Schuhe schaute und erst nach einer Weile den Kopf anhob.

»Nun…?«

Marty antwortete mit seiner fast normal klingenden Stimme. »Ich habe ihn schon gespürt. Seine Gedanken waren in mir. Aber sie waren mir fremd, sie waren so anders…«

»Das glaube ich dir gern, ihr seid auch sehr verschieden, Marty. Du bist die eine, er ist die andere Seite. Aber irgendwann und irgendwo werdet ihr euch treffen, das kann ich dir versprechen. Ich habe es lange genug verborgen gehalten, und ich wollte testen, wie es sich verhielt. Ich bin mit vielen schon hier unten gewesen. Man hat mich als Königin der Nacht akzeptiert. Ich holte mir die jungen Männer, ich ging mit ihnen in den Keller, und sie erlebten deinen Bruder. Sie alle haben nie darüber geredet, weil sie es nicht konnten, denn sie gerieten in den Bannkreis des Wesens, der ihnen für die Zeitspanne des Schauens die Erinnerung -nahm. Deshalb gab es keine Spuren. Sie kehrten in die Disco zu ihren seltsamen Heiligen zurück. Sie sahen all die Kreuze und christlichen Symbole, und es hat ihnen nichts ausgemacht. Oben ist die eine, hier unten ist die andere Welt, aber ich will nicht zuviel reden. Diese Nacht ist die entscheidende. Ich habe mir vorgestellt, daß wir das Tier befreien. Es braucht nicht mehr länger hier unten zu bleiben. Es ist ein Wesen, das sich an die Menschen gewöhnen soll.«

Marty nickte. Er reagierte rein automatisch. Man hatte ihm etwas gesagt, er nahm es hin, und er protestierte auch nicht. Für ihn war es zu einer gleichgültigen Selbstverständlichkeit geworden.

Marty rührte sich nicht mal, als sein »Bruder« den dünnen Arm und die dürren Finger ausstreckte und nach ihm faßte. Die beinahe knöcherne Hand prallte gegen Martys Oberschenkel, wanderte dann nach außen, so daß sie die rechte Hand des Jungen umfassen konnte.

Johnny schaute zu. Er wagte kaum, einen Atemstoß über die Lippen fließen zu lassen. Für ihn war es nicht mehr zu begreifen. Er befand sich in einer Klammer, aus der er nicht mehr hervorkam.

Nachvollziehen war nichts, aber er wußte auch, daß dieses Spiel noch nicht beendet war. Schließlich hielt er sich in diesem Verlies als Zeuge auf, und ob Mrs. Stone Zeugen gebrauchen konnte, war fraglich.

Ihr Sohn jedenfalls tat nichts, um die Hand seines »Bruders« aus der eigenen zu lösen. Er hielt sie fest wie ein Stück Draht. Für ihn war sie zwar vorhanden, aber trotzdem irgendwie nicht da. Man hätte ihm auch ein Stück kalte Knete zwischen die Finger drücken können. Den Unterschied hätte er wohl nicht bemerkt.

Für Johnny war es nach wie vor unverständlich, daß Mrs. Stone eine derart intensive Rolle spielte.

Nicht nur das. Sie schien der Motor des Ganzen zu sein, sie hatte alles angekurbelt, für sie war das Wesen ein Sohn, sie würde es mögen und lieben wie eine Mutter, und das wollte Johnny nicht in den Kopf.

Ihm war plötzlich klar, wer ihn überwältigt hatte. Das mußte einfach Susan Stone gewesen sein, die ebenfalls nicht mehr auf der Stelle blieb und sich langsam drehte.

Johnny war ihr Ziel.

Sie starrte ihn an. Da sie im Lichtschein stand, sah der Junge ihr kaltes Lächeln. Sie hob lässig den Arm, krümmte den rechten Zeigefinger und flüsterte: »Komm her, Johnny, komm zu uns, denn dich habe ich auch in meine Rechnung mit eingepackt. Du bist verschwunden, und du wirst verschwunden bleiben, denn Martys neuer Bruder braucht sicherlich noch einen Kameraden, der ihm dabei hilft, einiges zu lernen. Ich habe dich dafür ausgesucht. Und ich werde dich mitnehmen. Solltest du dich weigern, muß ich dich leider - nun ja, du weißt schon.«

In der Tat wußte Johnny Bescheid. Doch darüber wollte er jetzt nicht nachdenken. Er bemühte sich um eine Antwort, was nicht einfach für ihn war. »Das werden Sie nicht schaffen, Mrs. Stone, nein, das nicht. Es wird nicht so laufen. Meine Eltern…«

»Werden um dich weinen. So oder so. Kommst du, oder muß ich dich erst holen?«

Johnny schaute auf die in ein dunkles Kleid gehüllte Susan Stone. Ihr Ausschnitt vor der Brust hatte sich geöffnet. Wie in einem breiten Schlitz schimmerte die Haut. Sie sah so anders aus. Der Stoff des weit geschnittenen Kleides changierte, und er hatte eine entfernte Ähnlichkeit mit der Tracht einer Nonne.

»Ich warte nicht mehr lange.«

Johnny mußte etwas tun. Ihm war auch klar, daß die Frau nicht nur gedroht hatte. Wenn sie ihre Pläne in Gefahr sah, mußte sie einfach reagieren.

»Ja, ich komme.«

»Das ist gut, mein Lieber.« Susan konnte das Lachen nicht

unterdrücken. »Du bist ja schon oft mit Marty zusammen gewesen. Es ist nicht so, daß ihr euch fremd wärt. Ihr werdet sicherlich gut miteinander auskommen. Nur mußt du dich damit abfinden, daß Marty noch einen Bruder hat, den du auch akzeptieren mußt.«

Sie hatte geredet, als Johnny auf sie zukam. Erst als er neben Susan stehenblieb, verstummte sie.

Sie standen alle im Licht, und Mrs. Stone nickte zum Boden hin. »Sieh ihn dir genau an, Johnny. Schau in sein Gesicht, blick auf seinen Körper, er ist etwas ganz Besonderes.«

Das Wesen hatte die Worte gehört und drehte den Schädel. In diesem Moment erst sah Johnny, daß Ohren vorhanden waren. Sie klebten an den Seiten des Kopfes, als wären sie angeklebt worden, und sie waren so dünn, daß sie beinahe durchsichtig wirkten.

Das Tier war kleiner als Johnny und Marty. Er reichte ihnen nicht mal bis zur Brust, auch wenn die Haarspitzen fast ihre Kinne kitzelten.

Johnny Conolly stand zwar neben den anderen, nur war er völlig verkrampft. Er machte den Eindruck eines Menschen, der sich innerlich auf der Flucht befand, und tatsächlich bereitete es ihm Mühe, den Kopf zu drehen.

Er schaute Marty an.

Dessen Gesicht war ohne Ausdruck. Es wirkte so flach, und der Blick der Augen war ins Leere gerichtet. Von ihm konnte Johnny keine Hilfe erwarten - wie auch, denn mit Martys Mordversuch an ihm hatte das Ganze erst begonnen.

Susan Stone grinste breit. »Jetzt sind wir beinahe wie eine Familie. Ich bin sicher, daß wir noch zusammenwachsen werden. Und du, Johnny, wirst dich auch daran gewöhnen. Schon jetzt. Faß ihn an. Nehmt ihn in die Mitte.«

»Das kann ich nicht!« Spontan hatte Johnny die Antwort gegeben, und er schüttelte auch den Kopf.

»Nein, das… das… kann ich nicht. Das ist unmöglich.«

»Dann lerne es.«

Johnny ging einen Schritt zurück. »Nein!« Alles in ihm wehrte sich. Er hatte einen gewaltigen Ekel davor, diese glatte, rosige und widerliche Haut zu berühren.

Für einen Moment war selbst Susan erstaunt. Sie grinste scharf und schüttelte leicht den Kopf. »Was höre ich da? Du willst nicht? Du willst es nicht tun?«

»Ja!«

Sie holte tief Atem. »Hast du vergessen, was ich dir androhte? Hast du es vergessen, Johnny?«

Er hatte es nicht vergessen, aber er hörte auch nicht mehr hin. Seine Gedanken drehten sich um ganz andere Dinge. Er dachte daran, die Flucht zu ergreifen. Die offene Tür befand sich nur eine Sprungweite

von ihm entfernt. Er würde die Treppen hocheilen, deren Ansatz er gesehen hatte, er würde dann sicherlich in die Disco gelangen, vorausgesetzt, der Eingang war nicht verschlossen, doch dieses Risiko mußte er einfach eingehen. Es gehörte einfach dazu.

Er startete.

Johnny war schnell, er war auch kräftig. Er wußte sich zu wehren, und als die Stone sah, was der Junge vorhatte, stellte sie sich ihm in den Weg. Sie wollte Johnny mit ihrem Körper aufhalten, doch der junge Conolly befand sich bereits im Sprung. Er wuchtete seinen Körper gegen die Schulter der Frau, die getroffen zurücktaumelte. Dabei keifte sie den Namen ihres Sohnes, sie peitschte ihn hoch, damit er die Verfolgung aufnahm.

Kaum waren die Worte gesprochen, als Johnny schon die harten Tritte hinter sich hörte. Nicht nur sie waren da, auch andere Geräusche ließen ihm die Nackenhaare zu Berge stehen. Es war das Klatschen nackter rosiger Füße. Johnny wollte sich nicht umdrehen. Er wußte auch so, wer ihm da auf den Fersen war, die Furcht trieb ihn auf die Treppe zu.

Er stemmte sich vor der untersten Stufe ab, übersprang drei andere, fand das Geländer an der linken Seite, klammerte sich daran fest und nutzte es als Stütze, als er die nächsten Stufen in die Höhe rannte.

Das Wesen war da. Es holte auf. Und es packte mit seiner langen, klauenartigen Totenhand zu, als sich Johnny auf der Hälfte der Treppe befand.

Um seinem linken Knöchel lag plötzlich ein dichter, kalter Verband, der sich immer mehr zusammenzog. Er konnte ihn nicht abschütteln, der war wie eine Klammer, und während der nächsten Sekunde verlor Johnny den Kontakt mit dem Boden.

Er fiel.

Dabei erwies sich das Geländer als Glücksfall. Hätte er es nicht umklammert, wäre er mit dem Gesicht aufgeschlagen, so aber konnte er sich abstützen und einen Aufschlag mit blutigen Folgen gerade noch vermeiden. Trotzdem erwischte es Johnny am rechten Ellbogen. Dicht vor der Treppenkante schlug er auf, rutschte ab, und plötzlich war da noch die andere Klaue, die sein zweites Bein holte.

Der Druck machte Johnny stumm.

Am liebsten hätte er geschrieen, aber er war vor Entsetzen still. Er wußte daß er aus eigener Kraft nicht mehr freikam. Die Hände zerrten an ihm. Johnny konnte das Geländer nicht länger umklammern. Die Hand rutschte ab, schlug auf, während er bäuchlings über die Kanten der Steintreppe nach unten gezogen wurde.

Glücklicherweise verletzte er sich bei dieser Aktion nicht, da er sich immer wieder abstützen konnte. Aber in seinem Kopf peitschten die Stiche. Schmerzen peinigten ihn, doch er biß die Zähne zusammen.

Dann lag er unten vor der Treppe wie ein Häufchen Elend, wie der Verlierer, und er hörte zu, daß Susan Stone ihren »Sohn« lobte und ihm erklärte, wie gut er es gemacht hatte.

Das Wesen reagierte auch. Es lachte. Auf diese Weise drückte es seine Freude aus.

»Hoch mit dir!«

Der Befehl galt Johnny. Ihm war klar, daß er verloren hatte. Er mußte also gehorchen. Etwas taumelig kam er auf die Beine, sah für einen Moment Susan Stone vor sich und dann die rechte Hand heranfliegen, die mit voller Kraft gegen seine linke Wange klatschte. Er konnte sich nicht mehr halten. Bis zur Gangwand schleuderte ihn der Schlag zurück.

Johnnys Wange brannte. Susan Stone schlug noch einmal zu. Diesmal hatte sie auf die andere Seite gezielt. Aber Johnny duckte sich. Die Hand streifte sein Haar, dann wuchtete sie gegen das Gestein, und diesmal schrie die Frau auf.

Sie wollte nicht aufgeben, sie hetzte ihre beiden Söhne auf Johnny, damit die ihn zusammenschlugen, aber andere Geräusche ließen sie für einen Moment erstarren.

Am Ende der Treppe befand sich eine Tür. Von dort drangen die Schläge nach unten.

Jemand war dabei, die Tür aufzubrechen.

Das wußte auch Johnny.

Er öffnete den Mund zu einem Schrei.

Marty war schneller.

Sein Faustschlag erwischte Johnny in der Magengrube. Der Schrei drang nicht mal ansatzweise aus seinem Mund. Noch im Stehen brach Johnny zusammen. Ein Hufschlag hatte ihn erwischt!

Er hörte die Frau keuchen. Sie sprach von Flucht, öffnete die zweite Tür, und Johnny wehte ein fauliger Gestank entgegen. Dann war das Wesen bei ihm. Mit einer lockeren Bewegung wuchtete es Johnny in die Höhe, der gar nicht wußte, was mit ihm geschah.

Die zweite Tür stand offen.

Das Wesen schleuderte Johnny hindurch.

Er prallte in den Schlamm, der hochspritzte, um in dicken Tropfen wieder auf ihn zu fallen. Dann rutschte er ein Stück weiter und blieb endlich liegen.

Das Wesen hockte neben ihm. Er glotzte auf ihn nieder, und Johnny empfand die Blicke der Augen scharf wie Messerklingen. Er dachte an die Knochen unter dem Gabentisch des Grauens und hörte, wie die Tür von innen zugeknallt wurde.

Allein, Dunkelheit. Dann das Licht einer Taschenlampe. Der bleiche Kegel, der sich zuckend und geisterhaft in die Finsternis hineinfraß und über eine schmutzige Wasserfläche glitt.

Kanalisation! schoß es Johnny durch den Kopf, bevor das Tier ihn packte und in die Höhe riß.

Lachend, keuchend und seibernd schleppte es ihn tiefer in dieses düstere Netzwerk hinein, einem neuen, Johnny unbekannten Ziel entgegen…

***

Wir hatten versucht, mit einem Besteck das Schloß der Tür zu öffnen, doch es war uns nicht gelungen. Es hielt allen Widerständen stand, also blieb nur die Möglichkeit der Gewalt.

Keiner half uns. Man schaute zu, und ich sah, daß den meisten Gästen diese Tür nicht eben geheuer war, sie schauten sie mit skeptischen Blicken an.

Dahinter lag die Lösung, zumindest ein Teil davon, und deshalb mußten wir durch.

Das wußte auch Sheila, die es besonders eilig hatte. Sie war zur Theke gelaufen und kehrte mit zwei Eispickeln zurück. »Versucht es damit!« flüsterte sie.

Bill nahm den einen Eispickel, ich den zweiten. Gemeinsam stemmten wir die Geräte in den Türspalt an der rechten Seite. Zum Glück bestanden die Pickel aus bestem Stahl, sie brachen nicht.

Doch öffnen ließ sich die Tür damit auch nicht.

Jemand brachte uns noch einen Meißel.

Den nahm Suko. Er wuchtete ihn mehrmals in den Spalt hinein. Die dabei entstehenden Geräusche waren sicherlich wie dumpfe Glockenklänge bis in die letzte Ecke des Kellers zu hören. Das durfte uns nicht stören, also machten wir weiter.

Zu dritt packten wir es. Endlich, das Schloß brach.

Bill trat die Tür auf - und hielt seine Frau fest, die sich über die Schwelle stürzen wollte. »Langsam, Mädchen, langsam…«

Wir sahen im Licht einer Lampe die nach unten führende Steintreppe mit den unegalen Stufen. Wer zu schnell lief, der hätte auch leicht stolpern können, und das Risiko wollte Bill bei seiner Frau keinesfalls eingehen.

Wir gingen zuerst. Allerdings konnten wir nicht vermeiden, daß Sheila uns drängte. Sie sprach davon, daß Johnny hier unten gewesen sein mußte, weil sie es spürte, aber am Fuß der Treppe fanden wir ihn nicht. Auch von der seltsamen Königin der Nacht und von Marty Stone war nichts zu sehen.

Dafür standen uns zwei Türen zur Auswahl.

Eine rechts von der Treppe, die andere links.

Wir konnten Sheila nicht daran hindern, die rechte Tür aufzureißen. Zum Glück jedoch betrat sie nicht den Kellerraum. Sie blieb stehen und rief nach ihrem Jungen.

Nur die Wände antworteten mit dumpfen Echos.

Sheila drehte sich um. Für einen Moment sahen wir ihr blasses Gesicht, als wir an ihr vorbeihuschten. Suko und ich hielten bereits die schmalen Leuchten in den Händen und suchten in ihrem Licht das Kellerverlies ab.

Schon beim Eintritt hatten wir den Geruch wahrgenommen, und als wir vorgingen und unten den altarmäßig aufgebauten Tisch beleuchteten, da sahen wir die Knochen und die Kadaver der Tiere.

Suko bückte sich, um die Stelle genauer auszuleuchten. Ich beschäftigte mich mit dem Tisch. Die darauf stehenden Gegenstände waren nicht zu übersehen.

Ein altes Kreuz, das Blutspuren zeigte, ein Totenschädel, eine breite Schale.

Es mußte noch etwas auf diesem Steintisch gelegen haben, denn es zeichnete sich ein helles Viereck in dem Staub ab. Daneben ein wesentlich schmaleres, das an einer Seite abgerundet war. Die Lösung fiel mir rasch ein. Hier konnte ein Buch auf seiner Schmalseite gestanden haben. Wir durchsuchen den Raum, leuchtete in jede Ecke, aber er war menschenleer. Sheila und Bill schauten mit bleichen Gesichtern zu. Die Beherrschung fiel ihnen schwer.

Ich schickte den Strahl auf den offenen Durchgang zu und sagte: »Es bleibt die zweite Tür.«

Viel Hoffnung hatte ich nicht. Wer immer hier gehaust hatte, er mußte es einfach verstanden haben, einen Plan perfekt auszuführen. Da brauchte ich nur an die Erzählungen der Julie Jenkins zu denken.

Der Auftritt dieser Königin der Nacht war einfach perfekt gewesen.

Die zweite Tür war abgeschlossen. Das Schloß sah ziemlich primitiv aus, zudem schloß die Tür nicht allzu fest, so daß die Hilfe eines Eispickels reichte.

Sheila hatte ihn nicht losgelassen und gab ihn Suko, der in diesem Fall der Mann fürs Grobe war.

Es dauerte nicht sehr lange, da hatte er die Tür aufgebrochen. Schon der Geruch sagte uns, wo wir uns befanden. In der Londoner Kanalisation! Die war weit verzweigt wie ein riesiges Labyrinth.

Große Chancen hatten wir nicht. Zudem mußten wir davon ausgehen, daß die Flüchtlinge einen großen Vorsprung hatten, und den einzuholen, war so gut wie unmöglich.

Uns blieben der Frust und die Spurensuche. Wir leuchteten die Umgebung nahe der Tür ab. Dabei sahen wir auch Spuren auf dem feuchten Untergrund. Es waren verschwommene Fußabdrücke, die zu einer Rinne führten.

Da in den letzten Wochen kaum Regen gefallen war, waren die Kanäle fast ausgetrocknet. Aber eben nur fast, und das wenige stank dafür um so mehr.

Bill war bei seiner Frau an der Tür zurückgeblieben. Er brauchte nur in unsere Gesichter zu schauen, um die Frage schlucken zu können, die ihm auf der Zunge lag.

»Nichts«, sagte ich leise. »Es ist wirklich nichts zu machen.« Ich hob die Schultern.

»Wo ist Johnny?« murmelte Sheila.

Ich hätte ihr für mein Leben gern eine Antwort gegeben, aber ich wußte es nicht.

Sie schloß für einen Moment die Augen, dann drehte sie sich um und ging zurück in den Keller.

Auch wenn wir nur gegen ihren Rücken schauten, sahen wir, daß sie weinte.

»Hast du diesen Altar gesehen?« fragte Bill.

»Ja.«

»Und auch das Blut?«

Ich legte meinem Freund die Hand auf den Arm. »Bill, das werden wir untersuchen, und ich bin davon überzeugt, daß es nicht deinem Sohn gehört hat. Glaub es mir.«

»Weiß nicht, John.«

»Doch, es muß anderes Blut sein!« Trotz meiner optimistischen Antwort klang meine Stimme kratzig.

Suko verließ uns. Er tröstete Sheila. Dann ging er die Treppe hoch, um die Kollegen von der Spurensicherung zu alarmieren.

Wir aber konnten wieder von vorn anfangen.

***

Johnny Conolly wurde getragen wie ein Baby. Der Vergleich stimmte sogar. Er fühlte sich so hilflos und unsicher zugleich. Man hatte ihm seine Grenzen aufgezeigt. Die Fluchtversuche waren gescheitert, und an einen weiteren wollte Johnny vorerst nicht denken.

Das Wesen war ein Kraftpaket und spielte mit ihm. Es hielt Johnny unter den Arm geklemmt oder hob ihn, wenn es ihm einfiel, über den Köpf, so daß die Decke der stinkenden Gänge oft sehr nahe an das Gesicht des Jungen herankamen.

Der Körper des Gefangenen schwankte im Rhythmus der Bewegungen. Übelkeit wollte in Johnny hochsteigen. Er hatte den Treffer in den Magenbereich noch längst nicht überwunden. Wenn er noch lange so geschaukelt wurde, konnte er für nichts mehr garantieren.

Susan Stone kannte sich aus. Es wirkte schon überzogen lächerlich, wie sie in ihrem langen Seidentaftkleid durch die Kanalisation streifte. Aber sie wußte sehr genau, wo sie hingehen wollte. Der tanzende Lichtstrahl zeigte ihr den Weg und zeichnete schließlich einen hellen Kreis gegen eine Tür in der linken Wand.

Sie hatten mittlerweile den Kanal gewechselt, befanden sich in einem breiteren, der auch an den Rändern noch so hoch war, um aufrecht gehen zu können.

Die Kloake floß träge im Schein der kleinen Deckenleuchten dahin.

Das Wesen bekam einen knappen Befehl und drehte Johnny herum. Dann wurde der Junge auf die Füße gestellt. Er konnte sich kaum halten, schwankte, und hatte Glück, von Marty abgestützt zu werden, sonst wäre er in den Kanal gerutscht.

Marty zog ihn auch wieder vor. Als er hörte, wie Johnny sich bedankte, grinste er nur. Das verging ihm rasch, als mehrere Ratten zwischen seinen Beinen hindurchrutschten.

Das Wesen spielte mit seinen Händen. Es dehnte und knetete die dünnen Finger, als bestünden sie aus Gummi. Mrs. Stone machte sich an dem schmalen Schloß der Tür zu schaffen. Es konnte nur mit einem Vierkantschlüssel geöffnet werden, und den besaß sie.

Immer wieder rollten wahre Schmerzwellen durch Johnnys Kopf. Sie brachten auch die Übelkeit mit, und sein Kreislauf war ebenfalls angeschlagen. Manchmal hatte er den Eindruck, daß sich die schrecklich riechende Umgebung um ihn herum drehte. Deshalb hatte er sich auch mit dem Rücken gegen die Wand gestützt. Er wollte keine Schwäche zeigen und zusammenbrechen.

Susan Stone bekam Schwierigkeiten mit dem Fluch, sonst hätte sie nicht geflucht. Johnny hörte das Kratzen, dann die leise Stimme der Frau, und schließlich lachte Susan.

»Wir können!«

Das Wesen streckte die Arme aus. Es pflückte Johnny von der Wand weg. Bevor dieser sich versah, schwebte er schon mit beiden Beinen über dem Boden. Er wurde wie eine Puppe über die Schwelle gedrückt und fand sich vor einer geländerlosen schmalen Eisentreppe wieder, die in die Höhe führte.

Susan schickte das Tier, und Johnny zuerst los: Der Lampenstrahl begleitete sie bis an das Ende der Treppe, wo sie sich in einem kleinen Häuschen wiederfanden, in dem einige Geräte standen und auch Werkzeug vorhanden war.

Johnny sah zwei Schweißbrenner. Er entdeckte Schaufeln und Spaten, die an den Wänden lehnten, und die schmutzigen Fensterscheiben wurden durch Gitterstäbe geschützt.

Mrs. Stone rauschte als letzte heran. Es rauschte wirklich, denn der Stoff rieb gegeneinander.

Draußen lag die Dunkelheit der Nacht. Die Tür des Hauses mußte von innen entriegelt werden, dann hatten sie freie Bahn und traten auf einen Hof hinaus.

Mauern schützten sie zusätzlich. An der ihnen gegenüberliegenden Seite sahen sie einen breiten Bahndamm, über den mehrere Gleise

führten. Es war die richtige Gegend, um nicht entdeckt zu werden. Ein Zug näherte sich im Augenblick nicht, dafür bot eine lange Schlange Güterwagen Deckung.

Johnny war froh, die Unterwelt verlassen zu haben. Er konnte durchatmen, auch wenn dies schmerzte, aber die Luft in dieser Umgebung war viel besser. Mit der frischen Luft kehrte auch die Hoffnung zurück, und er sprach Susan Stone an.

»Was haben Sie jetzt mit mir vor?«

Sie drehte sich um. Die rechte Hand hatte sie in der rechten Tasche vergraben. »Das wirst du gleich merken.«

»Wir fahren weg«, sagte Marty.

»Und wohin?«

»Stell keine Fragen!« flüsterte der Junge. »Das mag meine Mutter überhaupt nicht.«

Susan grinste. »Er hat recht, Johnny. Sei still und genieße dein Leben, solange es noch dauert.« Sie drehte sich um, und Johnny bekam die Hände des Wesens zu spüren, das ihn vor sich herschob.

Den Weg zeigte ihnen Susan Stone. Sie ging auf einen kantigen Gegenstand zu, der unschwer als Auto zu erkennen war. Der war ein dunkler Kombi der Marke Volvo, ein schon älteres Baujahr, von dem sie sich nicht trennen konnte.

Johnny mußte zugeben, daß Martys Mutter alles bis ins Kleinste hinein vorbereitet hatte. Sie öffnete die Türen, und Johnny mußte sich zuerst durch die Heckklappe schieben. Ihm folgte das Wesen, dessen schiefes Gesicht zu einem Grinsen verzerrt war.

Vom Gabentisch des Grauens hatte Susan das Buch und die Papierrolle mitgenommen. Beide Dinge hatte sie in den Gürtel am Kleid gesteckt. Jetzt drapierte sie die Beute auf den Rücksitz und nahm selbst hinter dem Lenkrad Platz. Ihr Sohn stieg auf der Beifahrerseite ein.

Johnny lag mehr, als daß er auf der Ladefläche saß. In seiner Nähe das Tier. Es hockte so, daß dem Jungen der Weg zur Heckklappe versperrt war. Noch einmal drehte sich die Frau um. Ihr Lächeln war kalt wie Eis. »Wir werden jetzt fahren, Johnny, und ich sage dir, daß du dich an Martys Bruder gewöhnen wirst.«

Der Angesprochene schwieg. Er schielte auf das Tier. Es hockte da und machte einen versonnenen Eindruck, als es mit den Handflächen über seine glatte Haut streifte. Die schabenden Geräusche hörten sich an, als wäre jemand dabei, einen Tisch zu putzen.

»Freust du dich auf ihn, mein Lieber?«

Die Kreatur hob den Kopf. Susan wiederholte die Frage. Das Tier nickte.

Johnnys Furcht aber stieg…

***

Wir hatten die Kollegen herbeigerufen, und die Kirchen-Disco war abgesperrt worden. Niemand durfte hinein, niemand kam heraus, so daß wir uns mit den Verhören beschäftigen konnten. Dabei war uns Julie Jenkins eine große Hilfe, denn sie hatte mir zwei Gäste gezeigt, die schon mit der Königin der Nacht verschwunden waren.

»Ich weiß selbst nicht, weshalb ich dir helfe, John, aber ich tue es einfach.«

Ich lächelte sie an. »Den Grund kann ich dir nennen.«

»Ach ja?«

»Du bist irgendwo noch Mensch geblieben, Julie. Was hier geschieht, ist einigermaßen okay. Es ist eine Mode, ein Trend. In drei Jahren spricht niemand mehr von Lokalen dieser Art. Da hört ihr auch wieder andere Musik und lacht über irgendwelche Choräle aus früheren Zeiten. Das hier kannst du überblicken, aber nicht die Dinge, die hinter den Wänden geschehen. Wenn du ehrlich bist, fürchtest du dich ein wenig davor. Habe ich recht?«

»Könnte so sein«, gab sie schmerzlich grinsend zu. »Eben.«

Ich beteiligte mich an den Verhören der beiden jungen Männer und mußte erkennen, daß sie nichts wußten. Sosehr ich auch bohrte und nachhakte, es war sinnlos. Sie konnten sich nur daran erinnern, daß sie mit der Königin der Nacht gegangen waren. Was anschließend folgte, war im Nebel des Nichterinnerns verschwunden.

Auch von den anderen Gästen erfuhren wir nicht mehr, als wir schon wußten.

Die Kollegen führten noch eine Razzia durch. Harte Drogen fanden sie nicht. Wohl einige Happy-Pillen und etwas Gras. Das interessierte uns nicht.

Sheila hatte sich an einen Tisch gesetzt, den Kopf gesenkt und ihn mit einer Hand abgestützt. Immer wieder redete sie auf den Geschäftsführer der Disco ein, biß allerdings auf Granit. Auch dieser Mann konnte ihr kein Wort der Aufklärung sagen.

So blieb uns nichts anderes übrig, als die Kirchen-Disco zu verlassen, und wir waren dabei nicht eben fröhlich. Ich stand noch an der Tür mit Julie zusammen. Sie rauchte eine Zigarette und blies den Rauch in die kühler und feuchter gewordene Luft.

»Es wird bald regnen«, sagte sie.

»Und?«

»Das macht mich traurig.«

»Weshalb?«

»Ich denke dann immer an den Winter.«

»Auch er hat seine Reize.«

»Für mich nicht, John. Er ist so kalt. So kalt wie die Atmosphäre hier, wenn die Königin der Nacht erscheint. Zwar ist sie faszinierend, aber sie verströmt keine menschliche Wärme. Sie will ein Ziel erreichen,

und das mit aller Macht.«
»Stimmt, Julie, das habe ich unten gesehen.«
Sie schauderte. »War es denn schlimm?«
»Es ging.«
»Du warst im Keller, nicht?«
»Ja.«
»Und was hast du da gesehen?«
»Einen Altar oder einen Gabentisch. Ich sah ein altes Kreuz, einen Totenschädel und eine Schale, aber auch Blutflecken auf dem Gestein.«
Sie schauderte noch stärker. »Aber das ist ja schrecklich«, flüsterte sie.
»Kann man sagen.«
Dann schluckte sie. »John, was wird hier gespielt?«
»Ich weiß es nicht.«
»Aber diese Dinge da unten…«, sie trat die Kippe aus, »die passen nicht zu uns.«
»Wieso nicht?«
»Sie kommen mir teuflisch vor. Ja, teuflisch. Und ich will dir sagen, daß wir keine Teufelsanbeter sind. Damit haben wir nichts zu tun. Wir erkennen den Satan zwar an, denn wo es einen Gott gibt, da muß es auch das Gegenteil geben, aber nicht hier bei uns.«
»Anscheinend doch. Dieser Keller hat Spuren gezeigt. Na ja, die Kollegen werden ihn noch genauer untersuchen.«
»Und einen Menschen habt ihr nicht gesehen?«
»Auf keinen Fall. Es gab noch eine zweite Tür. Sie führte in die Kanalisation. Ein perfekter Fluchtweg.« Ich nickte Julie zu. »Das ist es dann wohl gewesen. Darf ich dich noch einmal an dein Versprechen erinnern? Daß du mich anrufst, wenn es etwas Besonderes gibt oder sich gewisse Ereignisse anbahnen?«
»Ja, dann rufe ich dich an.«
»Das ist super.« Ich reichte ihr die Hand. Julie war kalt und zitterte auch.
»Keine Sorge, dir wird man so leicht nichts tun. Du bist kein Mann, deshalb auch nicht von Interesse für die Königin der Nacht.«
»Soll ich mich darüber freuen?«
»In diesem Fall schon.«
Zum Abschied küßte mich Julie auf beide Wangen. Dabei sagte sie: »Ich hätte nie gedacht, daß ich mal einen Yard-Typen küssen würde. Mach's gut und hol dir die Königin.«
»Versprochen.«
Die Conollys warteten schon auf dem Hof. Suko stand bei ihnen. Ihre :Gesichter sahen nicht anders aus als das meinige auch. Wut, Enttäuschung und die Sorge um den verschwundenen Johnny ließen

uns mehr als traurig aussehen. Wir hatten viel versucht und wenig erreicht, so etwas frustrierte schon.

»Und jetzt?« fragte Bill.

»Es bleibt wie besprochen.«

»Ihr wollt also bei uns übernachten?«

»Ja.«

Sheila war darüber sehr glücklich. Suko und ich hatten auch andere Gründe. Wir waren beide der Ansicht, daß wir schon in der Nähe des Stoneschen Hauses bleiben sollten.

Mit Marty Stone hatte der Fall begonnen und wir konnten uns vorstellen, daß er auch über ihn weiterführte bis zum hoffentlich positiven Ende. Aber bis dahin mußten wir nicht nur Steine überwinden, sondern auch Felsen.

»Fahren wir?« fragte Bill.

Ich nickte. »Du weißt, wo du halten mußt?«

»Das vergesse ich schon nicht.«

Bill und Sheila stiegen in ihren Porsche, wir setzten uns in den Rover, den Suko fuhr. Ich schnallte mich an und vergrub mein Gesicht in den Händen.

»Was ist?« fragte Suko kurz nach dem Start. »Bist du müde?«

»Auch das.«

»Johnny - nicht?«

Ich nickte.

»Wie schätzt du seine Chancen ein?«

Meine Hände sanken wieder nach unten. »Das kann ich dir beim besten Willen nicht sagen. Ich glaube nicht, daß er umgebracht worden ist. Nein, das glaube ich nicht.«

»Was, bitte, haben sie dann mit ihm vorgehabt? Oder was haben sie noch vor?«

»Wenn ich das wüßte, wäre mir wohler, Suko. Ich hatte schon eine Idee, aber ich wage kaum, sie auszusprechen.«

»Tu es trotzdem.«

»Könnte es nicht sein, daß ihn seine Entführer als Testperson benutzen werden?«

Mein Freund ließ sich mit der Antwort Zeit. »Testperson? Für was?« fragte er.

»Ich weiß es auch nicht. Es war nur so eine Idee. Außerdem denke ich an diesen Altar unten im Keller. Dort ist etwas weggenommen worden. Zwei wichtige Dinge, wenn mich nicht alles täuscht. Wir haben die hellen Flecken gesehen, aber frage mich nicht, was sie weggenommen haben. Ich kann dir keine Antwort geben.«

»Wen soll ich denn fragen? Die Stones?«

Ich hob die Schultern. »Wir werden bei Sheila und Bill etwas länger bleiben, denke ich.«

»Wie du willst.«

»Marty Stone ist der Beginn. Du warst dabei und hast gesehen, wie er auf den Anblick meines Kreuzes reagierte. Er brüllte das Wort Tier. Darum wird es sich drehen. Ich habe mir auch schon Gedanken gemacht.«

»Laß hören!«

»Wenn wir den Begriff mythologisch sehen, müssen wir einfach zu dem Entschluß kommen, daß es schon in den ältesten Zeiten verwendet wurde. Man hat die Tiere verehrt als Götter, man hat sie auf der anderen Seite aber auch geopfert. Selbst in den Schriften Hesekiels kommen die Tiere vor, das ist überliefert. Ich weiß im Moment keine Einzelheiten, aber er hat sie als stark gesehen.«

Suko gab mir durch sein Nicken recht. Obwohl wir zügig fuhren, stockte unsere Unterhaltung nicht.

Suko war ein sehr sicherer Fahrer. »Es gibt zudem noch eine andere Deutung, sage ich mal. Wurde das Böse nicht auch mit dem Begriff Tier bezeichnet?«

»Ja.«

»Die Hyäne ist- ein Tier. Hyäne gleich Teufel oder Antichrist.«

»Stimmt.«

Suko sinnierte weiter. »Über dem Keller ist die Disco. Zwar keine Kirche, aber es gibt doch eine gewisse Ähnlichkeit. Im Keller fanden wir diesen Gabentisch. Er wies auf das Böse hin, auf das Tier. Wurde dort der Satan angebetet?«

»Alles ist möglich«, flüsterte ich.

»Wenn ich weiter vor mich hinspinne, John, könnte es doch so gewesen sein, daß dieses Tier oder das Böse versucht hat, den anderen Dunstkreis zu zerstören. Das ist zwar Spekulation, aber möglicherweise nicht so weit hergeholt.«

»Ja, das könnte stimmen.«

»Und welche Rolle würde Johnny spielen?«

Ich antwortete ziemlich spontan. »Im schlimmsten Fall würde er geopfert werden.«

Suko zeigte sich nicht geschockt, wies mich aber darauf hin, nur nicht mit Sheila darüber zu reden.

»Ich werde mich hüten.«

Unser Gespräch schlief ein. Suko konzentrierte sich auf die Rücklichter des vor uns fahrenden Porsche. Als ich auf die Uhr blickte, da stellte ich fest, daß die zweite Morgenstunde längst angebrochen war. Allmählich machte sich auch die Müdigkeit in mir breit, aber ich würde und ich mußt durchhalten.

In der Gegend, in der die Conollys wohnten, war der Verkehr um diese Zeit gänzlich verschwunden.

Wir fuhren durch die einsamen Straßen, glitten hin und wieder in

helle Flecken hinein, die von Straßenlaternen geschaffen worden waren, sahen rechts und links die oft dunklen Vorgärten und nur selten Lichter, die an oder in den Häusern auch in der Nacht ihren Schein abgaben.

Bill fuhr langsamer, als er in die Straße einbog, an der auch die Stones wohnten. Auch meine Müdigkeit war schlagartig verschwunden. Wir wußten selbst nicht, was wir zu sehen erhofften, vielleicht einen Hinweis, eine Bewegung, ein Licht, das uns einen Grund gab, auf die Klingel zu drücken.

Der Reporter bremste.

Suko hielt dicht hinter ihm.

Das Haus lag an der linken Seite. Es gehörte zu denen, die im absolut Dunkeln lagen. Es leuchtete kein Licht draußen, auch innen war nichts zu sehen. Kein heller Schein hinter der Scheibe. Der Bau wirkte tot und verlassen.

Ich war ebenso ausgestiegen wie die beiden Conollys. Auf dem Gehsteig trafen wir zusammen.

Sheila hatte ihren Arm angehoben. Sie wies über den Grundstückszaun hinweg. »Da befindet sich Johnny. Ihr könnt sagen, was ihr wollt, aber er ist dort.« Sie fror plötzlich und schmiegte sich an ihren Mann.

»Was macht dich so sicher?« fragte ich.

»Es ist einfach das Gefühl.«

»Du willst hinein, nicht?«

Sie nickte heftig.

»Das geht nicht, Sheila. Wir haben keinen Grund. Und nur auf einen Verdacht hin können und dürfen wir nicht einbrechen, das weißt du selbst.«

»Sicher, John, ich weiß es. Ich bin in diesem Fall aber persönlich betroffen, und da kann ich nicht rational denken. Da spielt das Gefühl eine große Rolle. Es peitscht mich hoch. Es ist einfach der pure Wahnsinn, wenn ich mir vorstelle, daß wir hier draußen stehen und auf das Grundstück schauen, wo sich ein Haus befindet, in dem unser Junge festgehalten wird, Bill. So denkst du doch auch oder?«

»Ja. Aber wir wissen nicht, ob er sich tatsächlich hier auf dem Grundstück befindet.«

»Doch! Ich spüre es. Eine Mutter spürt so etwas.« Sheila beugte sich vor. Sie sah aus, als wollte sie über den Zaun steigen. Bill mußte sie zurückhalten.

»Warte es ab, Sheila, wir werden hingehen, wenn es hell ist.«

»Und wenn Johnny dann tot ist?«

»Das wird er nicht sein.«

Sheila trat mit dem rechten Fuß auf. »Ihr könnt mich nicht halten. Ich werde klingeln. Ich werde dieses Weib aus dem Bett holen und ihr

Fragen stellen.« Sie funkelte uns an. »Oder ist das eurer Meinung nach auch verboten?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Gut, dann gehe ich jetzt…«

»Sheila, bitte«, sagte Bill.

»Laß sie«, rief ich.

»Was meinst du denn damit?«

Ich nickte ihm zu. »Manchmal ist es besser, wenn man sich im Hintergrund hält. Es kann sogar gut sein, wenn sie klingelt. Dann hat sie Susan Stone verunsichert.«

»Ich weiß nicht«, murmelte Bill. »Und was geschieht mit Johnny?«

»Sie werden ihn am Leben lassen«, erwiderte ich, »davon bin ich überzeugt.« Dann sagte ich nichts mehr, weil in Höhe des Eingangs eine Lampe aufflackerte.

Sheila hatte also Mrs. Stone abgelenkt, so konnten wir uns im Garten umschauen…

***

Sheilas Herz klopfte lauter als gewöhnlich. Sie fürchtete sich, aber Sheila war auch Mutter, und Mütter können, wenn es um ihre Kinder geht, oft genug den Mut einer Löwin entwickeln. So sah sich Sheila.

Dreimal hatte sie geklingelt. Jetzt wartete sie vor der gläsernen Haustür und konnte trotzdem nicht hineinschauen. Nach einer Weile wurde es hinter dem Rauchglas hell, sie hörte auch Tritte und eine wütend klingende Frauenstimme.

»Wer ist denn da?« Susan Stone hatte über die Sprechanlage gefragt.

»Sheila Conolly.«

»Sie?«

»Ja, ich. Können Sie öffnen?«

»Was wollen Sie denn?«

»Mit Ihnen reden.«

»Nein, nicht in der Nacht! Was denken Sie überhaupt? Kommen Sie morgen, und erzählen Sie mir nicht, daß mein Sohn Ihren umbringen wollte. Ich will diesen Quatsch nicht mehr hören, haben Sie verstanden?«

»Ich würde auch gern mit Marty reden.«

»Der schläft.«

»Dann wecken Sie ihn!«

»Hauen Sie ab, Sheila.« Die Stimme klang wütend. »Hier gibt es nichts zu bereden. Wenn sie mir noch einmal mit diesen haltlosen Anschuldigungen kommen, was meinen Sohn betrifft, werde ich Sie anzeigen. Ich will mit Ihnen nichts mehr zu tun haben.«

Sie demonstrierte es, indem sie auch das Außenlicht löschte. Sheila stand im Dunkeln.

Sheila erstickte beinahe an ihrer eigenen Wut. Kalt hatte man sie abfahren lassen. Tränen schimmerten in ihren Augen. Am liebsten hätte sie sich einen harten Gegenstand gesucht, um die Tür damit einzuschlagen, aber so konnte sie sich einfach nicht gehenlassen, trotz ihrer Sorge um Johnny.

Als Abschied flüsterte sie nur. »Warte es ab, Susan Stone, warte es ab! Ich kriege dich noch…«

Dann drehte sie sich um und hatte das Gefühl, durch die Glasscheibe beobachtet zu werden. Lachte da jemand?

Sheila wußte es nicht. Sie ging weg. Sie lief den dunklen Weg in Richtung Tor, wo Bill wartete und seine Frau auffing. »Sie hat mich abfahren lassen«, flüsterte Sheila zitternd in den Armen ihres Mannes. »Sie hat mich weggeschickt wie eine Bettlerin. Dieses Weib ist eiskalt. Das ist eine Hexe, eine… eine…«

»Schon gut, Sheila, wir kriegen Sie.«

»Und Johnny?«

»Befreien wir ebenfalls.«

»Dann laß uns fahren. Ich kann dieses Haus nicht mehr sehen, sonst drehe ich noch durch. Wenn hier ein Werwolf stünde, wüßte ich, was ich zu tun hätte, aber ich bin so verdammt hilflos, weil mir eben die Hände gebunden sind.«

»Laß uns noch auf John und Suko warten.«

Sheila putzte ihre Nase. »Wo treiben sich die beiden denn herum?«

»Sie wollten sich auf dem Grundstück etwas umschauen, das ist alles.«

»Hast du Hoffnung?«

»Die habe ich immer.«

Wenig später kehrten wir zurück. Leider mit einer Nachricht, die keinem gefallen konnte. »Tut uns leid, gesehen haben wir nichts. Keine Spuren. Es hält sich wohl niemand in diesem Garten auf.«

»Dann fahren wir zu uns, nicht?«

»Ja, Sheila.«

Sie ließ uns stehen und stieg in den Porsche. Dort vergrub sie ihr Gesicht in beiden Händen.

Bill blieb bei uns. Betreten schaute er zu Boden. Er hatte die Hände zu Fäusten geballt. »Dieses Haus«, flüsterte er, »dieses Haus ist für mich der blanke Horror. Ich kann es nicht beweisen, aber ich gebe Sheila recht. Und ihr?«

»Wir auch«, sagte ich und sprach dabei für Suko mit.

»Was machen wir?«

»Es ist schwer, hineinzugelangen«, sagte Suko. »Ich habe mir die Türen an der Rückseite angeschaut. Davon gibt es zwei. Sie haben gute Schlösser. Das würde Probleme bringen.«

»Dann warten wir bis morgen?« fragte Bill.

»Kann sein«, murmelte ich.
»Wieso nicht? Was heißt das?«
Ich drückte ihn herum. »Laß uns einsteigen und fahren. Ich will hier weg. Wir wollen dieser Person nicht zuviel preisgeben.«
»Okay, du hast recht. Fahren wir…«

***

Johnny wußte nicht, ob er sich freuen oder ärgern sollte, denn man hatte ihn wieder in einen Keller geführt, nur sah dieser völlig anders aus. Es war ein Keller, wie man sich den einer Villa oder eines repräsentativen Hauses vorstellte. Große hohe Räume, die allesamt gekachelt waren, wobei der Raum, in dem sich der Pool befand, von allen am größten war. Ein Viereck mit hellen Fliesen an den Wänden und etwas dunkleren auf dem Boden. Der Pool war rechteckig angelegt worden, das Wasser schimmerte in einem satten Blau. Johnny war allein gelassen worden, doch er glaubte nicht daran, daß es lange der Fall bleiben würde. Er war nicht nur ein Gefangener, er war auch so etwas wie ein Versuchskaninchen, und er ahnte, daß sich die Stones und das Tier bald mit ihm beschäftigen würden.
Das Licht strahlte kalt von der Decke. Es hinterließ einen Teppich aus Reflexen auf der Oberfläche und breitete seinen Schimmer bis gegen die Wände aus.
Johnny ging vorbei an den Liegestühlen mit der ebenfalls blauen Unterlage. Er sah die einsame Plastikente, die auf der Poolmitte schwamm, und er blieb vor einer Tür stehen. Natürlich war sie versperrt. Johnny drückte vergeblich die Klinke nach unten.
Eine zweite Tür war ebenfalls vorhanden. Gegenüber führte sie in den Versorgungsraum, wo nicht nur der große Heizkessel stand, sondern auch die Technik für das Schwimmbad aufgebaut worden war. Johnny hatte es durch eine Scheibe in der oberen Türhälfte sehen können.
Die große Angst war vorbei. Zumindest die Todesfurcht, die er doch einige Male gespürt hatte.
Aber die Furcht vor der Zukunft war geblieben. Sie lag wie ein Stein in seinem Magen, wobei Johnny nicht wußte, ob sie den Druck verursachte oder ob er unter den Nachwirkungen des Schlags litt, den er abbekommen hatte.
An der Wand, wo auch Handtücher auf einem Regal gestapelt lagen, stand ein schmaler, weißer Stuhl aus Rohrgeflecht. Dort fand der Junge seinen Platz und war froh, sich setzen zu können. Er merkte, daß er zitterte, und dieses Zittern würde kaum aufhören, das wußte er. Johnny war hier ein Gefangener, auch wenn es im ersten Moment nicht so aussah. Er fürchtete sich. Nichts war zu hören. Auch kein Plätschern des Wassers. Die Oberfläche lag glatt wie ein Spiegel vor

ihm.

Johnny ließ seine Blicke darüber hinweggleiten. Er dachte daran, daß er gewissermaßen in die Richtung schaute, in der auch das Haus seiner Eltern lag.

Es war nur einen Steinwurf weit entfernt. Für ihn jedoch unerreichbar wie der Mond, und er fragte sich, wo seine Eltern wohl jetzt nach ihm suchen würden.

Bestimmt noch irgendwo in London. Vielleicht sogar in der Disco. Dabei war es ganz einfach. Sie brauchten nur in das Haus der Stones zu gehen und aufzuräumen. Schließlich hatte das ganze Elend mit Marty Stones ungewöhnlichem Verhalten begonnen.

Die Luft hier unten war warm und stickig. Johnny nahm auch den leichten Chlorgeruch wahr. Um diese Zeit schliefen andere Menschen, er aber hockte in dieser kalten Landschaft und erwartete das Grauen.

Das Wesen würde kommen. Es war wichtig, daß es mit Menschen in Kontakt geriet, das hatte man Johnny schon klargemacht. Und wenn es dann da war und sich um ihn kümmerte, würde er keine Chance bekommen, es zu besiegen. Er hatte die Kraft gespürt, die von diesem Tier ausging. So klein es auch gewesen war, in seinen langen Armen aber steckte eine Wucht, die Johnny noch im nachhinein erschauern ließ.

Das Tier sollte lernen. Es würde sicherlich versuchen, einen Menschen anzuzapfen. Es war böse, von Gedanken durchdrungen, über die Johnny nicht mal nachdenken wollte, und es würde auch versuchen, seine Gedanken auf einen anderen Menschen zu transportieren. Bei Marty hatte es schon damit begonnen.

Er fröstelte, als er daran dachte. Er dachte an die Berührung dieser kalten Haut, und fürchtete sich im nachhinein davor, es noch einmal tun zu müssen.

Diese Haut war wegen ihrer haarlosen Glätte einfach widerlich. Ein Schauder überlief ihn, als er daran dachte und sich auch die seltsamen Haare vorstellte, die eigentlich keine waren, sondern mehr Antennen glichen, die darauf geeicht waren, gewisse Botschaften zu empfangen.

Schlimm…

Johnny arbeitete an sich. Er versuchte, die Furcht zurückzudrängen. Er wollte sich ablenken. Wenn er immer nur an das eine dachte, putschte er sich negativ auf, und das wollte er auf keinen Fall. Es gab da gewisse Tricks, die die Furcht zurückdrängten. Der Junge fand sich nicht zum erstenmal in seinem Leben in einer gefährlichen und ausweglos erscheinenden Lage. Bisher war er immer entkommen, und auch diesmal wollte er die Hoffnung nicht aufgeben und die Zeit nutzen, bis er Besuch kriegte.

Der würde kommen, das stand fest.

Johnny drehte den Kopf nach rechts, wo er die Schmalwand des

Kellerraumes sah und sich darüber wunderte, daß er die Veränderung erst jetzt bewußt wahrnahm.

Diese Wand, an der sich auch die Tür befand, war nicht gekachelt, sondern mit Holz verkleidet. Es sah aus wie ein großer Kleiderschrank, und die Hölzer waren wie Lamellen angebracht und mit einer weißen Lackfarbe bestrichen.

Ein Schrank hat Türen. Johnny konnte sich vorstellen, daß dahinter etwas versteckt lag. Er stand auf und war froh, daß er in Ruhe gelassen wurde, so konnte er seine Neugierde befriedigen und möglicherweise etwas Neues entdecken, das ihn weiterbrachte. Er umklammerte den rechten der beiden runden Griffe, zog daran und lächelte kurz, als er merkte, wie leicht ihm die Tür entgegenschwang.

Dahinter lag ein breiter, aber nicht sehr tiefer Raum, der als Abstellkammer diente.

Handtücher, Bademäntel, letztere noch mit einer dünnen Plastikabdeckung versehen. Er sah die zusammengeklappten Stühle, er entdeckte mehrere Polster, er fand auch einige Bücher. Sogar zwei runde Tische waren in diesem schmalen Raum abgestellt worden, und auf einem der Tische - Johnny wollte es kaum glauben - entdeckte er ein Telefon!

Sein Herz hüpfte vor Freude. Sekundenlang schwankte die Umgebung vor seinen Augen, er mußte sich anders hinstellen, um nicht zu kippen.

Seine Lippen zuckten, er flüsterte Worte, die er nicht verstand, und er drängte sich in diesen abgeteilten Raum hinein, um so nahe wie möglich an das Telefon zu gelangen.

Es gab zwei Alternativen. Entweder war der Apparat angeschlossen, oder er stand nur so herum.

Als Johnny sich bückte, entdeckte er das dunkle Kabel, das vom Telefon aus zu einer Anschlußbuchse in der Wand führte.

Seine Hoffnung stieg.

Aber auch das Fieber in seinem Innern, das sein Gesicht rötete. Er ärgerte sich darüber, nicht schon vorher den großen Raum besser durchsucht zu haben, und er streckte seine Hand nach dem Hörer aus. Die Finger berührten den Kunststoff und hinterließen auf dem Material einen feuchten Schimmer.

Johnny hob den Hörer an.

Er hörte das Freizeichen.

Es war die herrlichste Musik, die er bisher in seinem Leben vernommen hatte.

Plötzlich strahlten seine Augen. Er brauchte nur die eigene Nummer zu wählen und darauf hoffen, daß seine Eltern zu Hause waren. Sie würden wie der Blitz hier erscheinen und…

Er hörte ein Geräusch!

Nicht innerhalb des Raumes, sondern von außen, und zwar dicht an der Tür.

Zu spät für einen Anruf!

Johnny war enttäuscht, wobei er sich über sich selbst wunderte, wie kalt er plötzlich reagierte. Er legte den Hörer zurück, schloß die Tür, drehte sich von ihr weg und lief zu einem anderen Stuhl an der gegenüberliegenden Seite des Pools, wo er sich niederließ.

Genau im richtigen Moment, denn die Tür wurde aufgezogen, und als erstes huschte das nackte, geschlechtslose Wesen auf seinen breiten Füßen hinein.

Die »Haarantennen« auf seinem Schädel wippten. Es stieß kreischende Laute aus und zeigte mit seinen Knochenfingern von der anderen Seite her über den Pool hinweg auf Johnny.

Susan Stone stand in der Tür. Sie lächelte kalt und hatte sich umgezogen. Ihren Körper bedeckte jetzt ein schwarzer Hosenanzug aus dünnem Stoff. Die oberen beiden Knöpfe standen offen, so daß sie den Ansatz ihrer Brüste zeigte.

»Komm her, Johnny!«

Der Junge erhob sich!

Susan Stone warf die Tür zu. »Komm endlich! Wir wollen zum ersten Test schreiten.«

Johnny mußte schlucken, bevor er eine Frage stellen konnte. Dabei schlich er an der Schmalseite des Pools vorbei. »Was wollen Sie denn testen, Mrs. Stone?«

Sie deutete auf die Kreatur. »Ihn und dich!«

»Wieso?«

»Ich will wissen, ob er es auch schafft, dich zu beeinflussen. Bei Marty ist es gelungen. Er hat ihn als seinen Bruder akzeptiert. Du aber sollst sein Freund werden.«

Johnny nickte, obgleich er es nicht wollte. Er schaute auf das Tier, daß sich mit gekreuzten Beinen auf den Stuhl gehockt hatte, auf dem auch Johnny schon gesessen hatte.

Es bot einen widerlichen Anblick. Es bewegte sein Maul, obwohl es nicht atmete. Seine Hände strichen über den haarlosen Körper, die Haarantennen auf seinem Schädel bewegten sich, und die langen Augenlider waren zurückgeschoben.

Das Tier wartete.

Das Tier steckte voller bösartiger Freude. Es winkte Johnny zu, der stehengeblieben war, weil Susan Stone einen zweiten Stuhl holte und vor das Tier stellte.

»Das ist dein Platz!«

Johnny nickte. Er brauchte nur wenige Schritte zu gehen, die aber fielen ihm verdammt schwer. Er hatte keine Füße mehr, sondern schwere Eisenplatten an den Beinen, die er kaum vom Boden lösen

konnte. Die Furcht hatte ihn unbeweglich gemacht, und er hörte die sabbernden Laute, mit denen ihn das Tier begrüßte.

Es konnte kaum erwarten, einen Kontakt mit einem fremden Menschen zu bekommen.

Zum wiederholten Male fragte sich Johnny, wen er eigentlich da vor sich hatte. War es ein dämonisches Wesen oder ein Etwas, das gar nicht von dieser Welt stammte, sondern von einem anderen Stern und von den Besuchern mit auf die Erde gebracht und hier zurückgelassen worden war?

Es war wirklich alles möglich, und Johnny versuchte auch, die Logik zu vergessen.

Er setzte sich hin.

Die Stone war zufrieden, was sie durch ihr Nicken andeutete. Sie hatte sich seitlich der beiden Stühle aufgebaut und stand genau in der Mitte, denn so konnte sie beide gleichzeitig unter Kontrolle halten.

Susan streckte einen Arm tief nach unten und legte die Finger gespreizt auf die nackte Haut des Wesens. Dann flüsterte sie dem Tier zu: »Jetzt versuche es. Es ist wichtig, nicht nur für dich, sondern für uns alle. Es wird die große Zukunft werden, das kannst du mir glauben. Du wirst ein Wunder vollbringen. Du wirst aus ihm einen anderen machen, so wie es bei Marty auch der Fall gewesen ist.«

Das Wesen kicherte. Seine Augen rollten. Für einen Moment preßte es die Faust gegen sein Maul und wirkte wie ein kleines Kind, das sich irrsinnig freut.

»Er gehört dir!«

Das Tier nickte.

Johnny starrte ihm in die Augen, und er wußte sofort, daß er diesem Bann nicht entwischen konnte…

***

Sekunden vergingen!

Das Tier tat nichts. Es saß unbeweglich auf dem Platz und starrte Johnny an. Es fixierte den Menschen mit seinen kalten, lauernden Augen, es war dabei, ihn mit seinen Blicken zu fressen, zu vernichten, hineinzugreifen in seine Seele, und Johnny, der den Kopf zur Seite drehen wollte, merkte plötzlich, daß er es nicht mehr schaffte. Das Tier hatte ihn schon zu stark in seinen Bann gezogen.

Johnny war zu einem Opfer geworden.

Still saß er da.

Er wunderte sich, daß er überhaupt noch atmete. Die Umgebung war zwar die gleiche geblieben, sie hatte sich trotzdem verändert, denn zwischen Johnny und dem Tier hatte sich etwas aufgebaut, das wie ein elektrisches Feld wirkte und den Jungen voll und ganz beeinflußte.

Er sah nur das Tier!
Der Kopf, sowieso schon schief, war zur Seite gedrückt worden. Das Maul stand offen, und in diesem Spalt, aber trotzdem noch im Hintergrund, bewegte sich etwas, das durchaus eine Zunge sein konnte.
Etwas Fremdes erreichte Johnny.
Er wollte sich dagegen wehren und, gleichzeitig herausbekommen, was es war, aber der Griff nach seinen Händen lenkte ihn ab. Das Tier vor ihm hatte die Arme ausgestreckt, um Johnny anfassen zu können. Der junge Conolly empfand die Berührungen wie kurze Elektroschocks.
Für einen Moment schüttelte er sich, dann war dieses Gefühl vorbei, und er spürte in seinem Kopf den anderen.
Ja, er drang ein!
Das Fremde kam, das Böse. Gedanken, wie sie nur kranke Menschen produzieren konnten oder dämonische Wesen, die unter der Knute des Satans standen.
Johnny kämpfte dagegen an. Er konnte die Augen nicht mehr länger offenhalten und hatte sie deshalb geschlossen. Wenn er das Tier nicht mehr zu sehen brauchte, ging es ihm vielleicht besser, so daß er sich auf eine Gegenwehr konzentrieren konnte.
Er mußte sie abwehren - abwehren!
Es war nicht zu schaffen!
Das Fremde strahlte in sein Gehirn. Er breitete sich aus, und es übernahm die Kontrolle. Es war gierig nach der menschlichen Psyche, es wollte das Gute löschen und das unsagbar Böse hineinpflanzen, um endlich die Kontrolle zu haben.
Johnny spürte keine Schmerzen. Er konnte sich auch schlecht erklären, was mit ihm geschah, er hatte nur den Eindruck, daß alles Positive aus seiner Seele entfernt werden sollte. Toleranz, Hilfsbereitschaft, die Liebe zu den Eltern und Freunden, all das sägte die andere Kraft aus seinem Gehirn, um einen freien Raum zu schaffen, damit sie ihre Bösartigkeit hineinstopfen konnte.
»Dein Gehirn wird mir gehören, nur mir. Ich bin dein Herr. Ich werde dir sagen, was du zu tun hast! Hast du gehört, Johnny? Ich werde es dir sagen!«
»Ja«, flüsterte er.
»Wunderbar, Johnny. Wir werden noch Freunde werden!«
Die Gedanken waren wir eine böse Stimme, die Johnnys gesamten Kopf erfaßte. Sein eigenes Denken war längst ausgeschaltet worden. Trotzdem schaffte er es, die Augen für einen Moment zu öffnen. Auch wenn er das Tier nur für kurze Zeit sah, erkannte er doch, wie sehr sich die Haltung verändert hatte.
Es hockte nach vorn gebeugt auf seinem Stuhl, und die seltsamen

Haarantennen auf seinem Kopf waren ebenfalls in Johnnys Richtung geneigt, als wären sie es, die diese Gedanken transportierten.

Ihm fielen die Augen wieder zu, und schon waren die anderen Gedanken da. »Es wird dir Spaß bereiten, andere Menschen zu töten. Du wirst den neuen Gesetzen gehorchen, die in der Hölle oder wo immer auch geschrieben worden sind. Du wirst deine Eltern nicht mehr als solche anerkennen, denn du wirst anfangen, sie zu hassen. Du wirst alle Menschen hassen, die nicht zu uns gehören, und wen man haßt, den darf man nicht mehr am Leben lassen. Der muß getötet werden. Marty, mein Bruder, hat es bei dir versucht. Und was man dir angetan hat, das wirst du auch anderen antun. Ich werde dafür sorgen, daß du dir zuerst deine Eltern vornimmst. Du gehst zu ihnen, wenn sie schlafen. Du wirst dir ein großes Messer nehmen, das größte, das du finden kannst, damit wirst du dann zuerst deine Mutter töten und anschließend deinen Vater. Und du wirst glücklich sein, wenn du es getan hast…«

Die ungewöhnliche Stimme redete weiter, und Johnny saugte jedes Wort auf.

Er war nicht mehr er selbst. Er schwebte in einem Zustand zwischen Gut und Böse, wobei die eigentlichen, positiven Kräfte noch nicht völlig verschwunden waren, aber immer stärker abnahmen, je mehr und länger das Tier auf ihn einredete.

Johnny wurde zu seinem Opfer, zu seinem Diener. Die Umgebung nahm er nicht mehr wahr, dafür hatte er seine Sinne verloren, aber überdeutlich hörte er Susan Stones Stimme.

»Es klappt, es geht gut. Ich spüre es.« Ein scharfes Lachen. »Es ist alles so wunderbar. Wir haben die Schale des Menschen durchbrochen. Wir können sie in unserem Sinne manipulieren. Das Experiment hat geklappt, und du bist der erste. Mach weiter, mach weiter. Ich will, daß er mit einer anderen Stimme spricht…«

Susan war nicht zu halten. Sie wußte, daß die endgültige Entscheidung kurz bevorstand. Sie hatte es schon einmal bei Marty erlebt, und sie war glücklich gewesen, als er mit einer anderen Stimme gesprochen hatte. Dabei wußte sie nicht mal, welche Stimme es gewesen war. Vielleicht war sie tief in der Seele des Tiers vergraben gewesen und nur durch den Kontakt mit den Menschen hervorgekommen, aber es gab sie, und sie wartete darauf, daß auch Johnny redete.

War es soweit?

Sie schaute sich den Jungen genau an.

Dessen Gesicht war sehr bleich geworden. Man konnte es auch als blutleer bezeichnen. Auf der Stirn lag der Schweiß in zahlreichen Tropfen. Die Lider über den Augen zuckten, als die fremden Gedanken durch seinen Kopf zuckten. Die Lippen zitterten, preßten sich dann für

einen Moment zusammen, um sich später wieder zu öffnen. Susan Stone wartete. Der Augenblick war nahe.

Er mußte mit einer fremden Stimme sprechen. Wenn das eintrat, dann hatte es das namenlose Tier geschafft. Und Johnny sprach!

Nicht mit seiner Stimme, mit einer fremden.

Susan wollte jubilieren.

Sie tat es nicht.

Statt dessen schrie sie gellend auf, denn Johnny sprach mit der Stimme einer Frau!

***

Wir saßen bei den Conollys, und keiner von uns wäre auf den Gedanken gekommen, sich hinzulegen und zu schlafen. Sheila hatte Kaffee gekocht. Sehr schwarz und sehr stark.

Die Brühe hielt uns wach, doch auch ohne sie wären wir nicht eingeschlafen. Die Unruhe steckte in uns. Wir wollten noch warten, obwohl es uns drängte, zum Haus der Stones zu fahren und dort einiges wieder richtigzurücken.

Aber wir blieben am Eßtisch sitzen. Tranken den Kaffee, ich rauchte, und auch Bill qualmte.

Sheila war am unruhigsten von uns. Immer wieder stand sie auf. Manchmal ging sie zur Toilette, dann wieder wanderte sie in den Wohnraum, der durch eine offene Tür mit dem Eßzimmer verbunden war.

Als sie uns das vierte oder fünfte Mal verlassen hatte, hörten wir ihren leisen Schrei.

Blitzschnell jagten wir hoch und hatten ebenso schnell den anderen Raum betreten.

Sheila stand am Fenster, die Stirn hatte sie gegen die Scheibe gepreßt. Wir hörten sie sprechen und schluchzen zugleich.

Bill ging zu seiner Frau und zog sie zurück. »Was hast du, Sheila, was ist passiert?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Rede doch!«

Sheila fing sich langsam. Ihre Augen waren verweint, als sie in die Runde schaute. »Johnny«, flüsterte sie. »Ich… ich… habe es gemerkt. Es passiert etwas mit ihm. Ich konnte es deutlich spüren.«

»Was passierte?«

»Ich weiß nicht, Bill. Irgendwas. Er ist so allein. Er hat Angst, da gab es plötzlich eine Verbindung zwischen uns…«

Wir hörten zu und standen dabei wie auf heißen Kohlen, aber wir ließen Bill den Vortritt. »Hast du eine Vision gehabt? Spiegelte etwas in deine Gedanken hinein? Konntest du sehen?«

»Nein, das nicht.«

»Aber…?«

»Ich weiß es nicht, Bill!« stöhnte Sheila. »Ich kann es nicht erklären. Es war einfach da. Ich hatte Kontakt. Ich spürte, wie sehr Johnny gelitten hat…«

7011P1SCHAM

»Dann müssen wir fahren.«

Sheila nickte.

Bill wandte sich an uns. »Sollen wir?«

Auch Suko und ich waren dafür. Allerdings gingen wir ein Risiko ein, denn wir wußten nicht, wo sich Johnny aufhielt. Daß er bei den Stones war, konnten wir nur vermuten.

»Nein, nicht fahren! Noch nicht!« sagte Sheila stotternd. »Mein Gott, da ist etwas!«

»Und was?«

»Jemand ist da. Ich… wir…« Sie verstummte. Sie holte Luft, dann sagte sie ein Wort, das uns alle erschreckte…

***

Johnny merkte, daß er auf der Kippe stand. Seine Psyche balancierte auf einem schmalen Grat, und er brauchte nur den letzten Kick zu bekommen, um nach der falschen Seite hin abzustürzen. Und dieser Kick würde ihn in den nächsten Augenblicken erwischen.

Er kam!

Etwas jagte in Johnnys Kopf. Es war etwas anderes, nicht die Gedanken des Wesens, nichts Dämonisches, aber Johnny kam damit nicht zurecht, bis plötzlich ein Bild, eine Vision, erschien.

Es war das Gesicht einer wunderschönen Frau. Fein geschnitten, mit einem vollen Mund und großen Augen, wobei es trotzdem nicht kompakt, sondern ätherisch aussah. Aus einer anderen Welt oder Dimension war es ihm erschienen, und Johnny kannte dieses Gesicht. Er hätte bei seinem Anblick jubeln und vor Freude schreien können, aber er hielt sich zurück, obwohl er wußte, daß er der Retter in höchster Not war.

Nadine Berger!

Sie war als Geist, als körperlose Vision aufgetaucht. Sie hatte über Dimensionengrenzen hinweg von seinen Qualen erfahren, und sie mußte sich einfach daran erinnert haben, wie es früher einmal gewesen war, als sie, die Wölfin mit der menschlichen Seele, den kleinen Johnny jahrelang beschützt hatte.

Sie war dann wieder zu einem Menschen geworden, hatte aber ihre Heimat nicht mehr auf dieser Welt gefunden, sondern auf der geheimnisvollen Insel Avalon.

Dort lagen die neuen Aufgaben für sie, und sie hatte auch allein bleiben sollen.

Diesmal ging es um Johnny.

Über alle Hindernisse hinweg hatte sie von seiner Not erfahren. Gedankenströme der Angst waren zu ihr gelangt, und sie hatte es geschafft, den Bann zu durchbrechen.

Johnny sprach mit einer anderen Stimme.

Aber sie gehörte nicht dem Tier, sondern Nadine Berger. »Ich verfluche dich, du Bestie…!«

***

»Nadine Berger!«

Sheila hatte den Namen geschrieen und zugleich geflüstert. Es war verrückt, aber so hatte es sich angehört. Und sie wankte dabei wie eine Betrunkene durch den Raum.

Ich hatte am schnellsten reagiert, stützte sie ab und spürte sie so stark zittern, als wären Stromstöße dabei, durch ihren Körper zu jagen und sie zu quälen.

Sie wiederholte den Namen, während ich sie in einen Sessel drückte. Plötzlich standen auch Bill und Suko um sie herum. Wir betrachteten ihr bleiches Gesicht mit den starren Augen. Es lag ein ungläubiges Staunen darin, aber keine Angst mehr um ihren Sohn. Innerhalb kurzer Zeit hatte sie sich verwandelt.

Dann sank sie nach vorn. Sprechen konnte sie noch nicht, nur den Kopf schütteln.

Bill eilte in die Küche und kehrte mit einem Glas Wasser zurück. »Hat sie etwas gesagt?« fragte er.

Wir schüttelten die Köpfe.

Sheila nahm das Wasser. Sie trank es. Nach jedem Schluck erholte sie sich sichtbar.

Das leere Glas stellte sie weg, bevor sie nickte. »Ja, es war Nadine, ich habe mich nicht geirrt.«

»Aber wieso?« rief Bill und rang die Hände. »Hast du sie gesehen, oder was ist?«

»Nein, gehört!«

»Ihre Stimme?« fragte ich.

»Ja, ihre Stimme. Sie war nicht bei mir, aber ihr mußt das anders sehen. Ich hatte doch den Eindruck und das unheimlich starke Gefühl, daß mit Johnny etwas vorgefallen war.«

»Klar, das wissen wir.«

»Es wurde schlimmer und schlimmer. Meine Angst steigerte sich so stark, daß ich kaum noch Luft bekam. Ja, und dann ist es eben passiert. Da war sie.« Sheila verstummte, und wir schauten uns an, ohne darüber ein Wort zu verlieren.

Wir mußten ihr glauben, auch wenn es uns schwerfiel. Aber das Wort unmöglich gab es bei uns nicht mehr. Dafür hatten wir schon zu viele

Überraschungen erlebt.

Ich wollte mehr wissen und hatte damit auch in Sukos und Bills Sinn gesprochen, aber Sheila war nicht in der Lage, uns Details zu berichten. Sie hob die Schultern, sie rang nach Worten. Was blieb, war ein Kopfschütteln.

»Und Johnny?« fragte Suko. »Was ist mit ihm? Denkst du noch immer, daß er sich in akuter Lebensgefahr befindet?«

Sheila erhob sich. Ihr Mund zeigte plötzlich ein Lächeln. Zum erstenmal seit einiger Zeit. »Nein«, sagte sie, »und diese Antwort klang ehrlich. Im Moment nicht.« Das Lächeln zerbrach. »Aber ich glaube nicht, daß es anhalten wird.«

Der Ansicht waren wir auch.

»Also zu den Stones«, sagte Suko.

Bill ballte die rechte Hand zur Faust. »Ja«, sagte er knurrend. »Wir werden zu den Stones fahren.«

Uns hielt nichts mehr. So dachten wir. Doch dann meldete sich das Telefon.

Es war genau drei Uhr und achtzehn Minuten!

***

Susan Stones Schrei war schrill. Johnny wußte selbst nicht, weshalb es so überlaut in seinen Ohren gellte. Möglicherweise waren seine Sinne sensibilisiert worden. Und es war ein Schrei des Entsetzens, nicht der Freude.

Weit riß Johnny die Augen auf. Plötzlich, war sein Blickfeld wieder klar geworden. Er nahm die Umgebung nicht mehr eingeschränkt wahr, er konnte alles erkennen, und sein erstes Hinschauen galt Susan Stone, denn sie befand sich in Bewegung.

Sie taumelte von ihm weg, als wäre er giftig. Dabei kreischte sie und hielt die Hände vor ihr Gesicht. Sie spuckte Gift und Galle. Damit hörte sie erst auf, als sie mit dem Rucken gegen die geschlossene Tür des Pools donnerte.

Johnny Conolly war nicht mehr gefangen. Er konnte sich wieder normal bewegen. Und er merkte auch, daß er den Kontakt zu dem Tier verloren hatte.

Noch saß es auf seinem Stuhl. Aber es zitterte. Die Haarantennen auf seinem Kopf peitschten mit singenden Geräuschen durch die Luft und berührten sich mit klatschenden Lauten.

Eine unheimliche Wut riß ihn zur Seite. Es sah aus, als wäre er von einem Windstoß erwischt worden. Dabei rollte er über den gefliesten Boden und geriet in die Nähe des Pools, dessen Rand immer näher heranrückte. Das bemerkte das Tier nicht. Es überschlug sich. Aus seinem Maul drangen kaum zu beschreibende Schreie, Laute und Töne, die sich zu einem wimmernden und gleichzeitig grellen

Mischmasch vereinigten.
Niemand war da, der das Wesen aufhielt. So kam es, wie es kommen mußte. Plötzlich war der Rand da. Das Tier rollte über die Kante, und dann verstummten die Schreie.
Zuletzt war noch ein Platschen zu hören gewesen, dem ein Gurgeln folgte.
Stille!
Johnny stand auf. Er drehte sich dem Wasser zu. Das Tier war nicht nur hingefallen, sondern auch untergegangen.
War es erledigt?
Johnny wollte es kaum glauben, aber er hoffte es, aber diese Hoffnung wurde brutal von Susan Stones Stimme unterbrochen. Die Frau hatte sich wieder gefangen, sie stand an der Tür, hielt aber jetzt eine flache Pistole in der Hand und zielte damit auf Johnny.
»Wenn du denkst, daß du gewonnen hast, dann hast du dich geirrt. Es macht mir nichts aus, deinen Schädel mit einer Kugel zu zerstören, das versichere ich dir.«
Johnny schwieg.
Die Frau ging auf ihn zu. Ihr Gesicht zeigte eine schon unmenschliche Härte. Als sie nahe genug an Johnny herangetreten war, kantete sie die Pistole und drückte dem Jungen die Mündung unter das Kinn. Johnny hielt den Kopf unbeweglich. Plötzlich klopfte das Herz wieder schneller. Er geriet ins Schwitzen und dachte daran, daß alles umsonst gewesen war, denn jetzt hielt die Stone die besseren Karten - sprich Waffe - in der Hand.
»Du wirst jetzt genau tun, was ich dir befehle, Johnny Conolly. Hast du verstanden?«
»Ja!« keuchte er.
»Wunderbar. Ich hasse es, daß mein zweiter Sohn im Pool liegt. Er kann nicht schwimmen, er kann auch nicht ertrinken. Spring hinein und hole ihn raus!«
»Was ist los!?«
»Spring!« brüllte sie in sein Gesicht. »Spring, verdammt noch mal!«
Sie versetzte dem Jungen einen Stoß. Damit hatte Johnny nicht gerechnet. Er taumelte auf den Rand zu, und plötzlich war der Boden unter seinen Füßen verschwunden.
Johnny klatschte in den Pool.
Das Wasser war kalt, es stank, und es schwappte über ihm zusammen, als wären zwei gewaltige Hände gegeneinander geklatscht. Johnny sank dem Grund entgegen, und er spürte den Widerstand an seinen Füßen, kurz danach den Auftrieb, und schon hatte er mit seinem Kopf die Wasserfläche durchstoßen, trat Wasser und schüttelte sich.
Sein Blick traf Susan Stone.

Wie eine finstere Rachegöttin stand sie am Rand des Pools. Den Arm ausgestreckt, die Mündung der Waffe wies aber auf Johnnys Kopf und wanderte dann nach rechts. »Hol ihn aus dem Wasser!«

Johnny schaute hin.

Das Tier trieb noch immer wie leblos mal auf, mal unter der Wasserfläche. Es traf überhaupt keine Anstalten, sich selbst zu retten. Seine dünnen; langen Arme hielt es an den Körper gepreßt, aber die Augen waren geöffnet, das konnte Johnny erkennen, als er in das Gesicht schaute. Auch die Haarantennen standen ab, und die Füße sahen aus wie in zwei verschiedene Richtungen gedreht.

Er schwamm hin.

Natürlich ekelte er sich davor, das Wesen aus dem Wasser zu ziehen, weil er es dabei anfassen mußte, doch es gab keine andere Möglichkeit. Bei der ersten Berührung zuckte Johnny zusammen. Er kam sich vor wie jemand, der seinen eigenen Henker rettete. Die Haut des Tieres fühlte sich jetzt ölig und schmierig an, sehr glatt, er rutschte ab und umklammerte deshalb die Gelenke, um das Tier an den Rand zu ziehen. Johnny war kein Rettungsschwimmer, aber er wußte, wie man einen Nichtschwimmer an Land schleppen konnte, und das machte er hier vor. Mit zwei Schwimmstößen hatte er den Poolrand erreicht. Ihm wurde befohlen, das Wesen anzuheben. Es fiel ihm nicht leicht. Johnny holte Luft, tauchte unter und stemmte das Tier in die Höhe.

Susan Stone hatte sich gebückt. Mit der ausgestreckten linken Hand kriegte sie ihren »Sohn« zu fassen und zerrte ihn aufs Trockene, wo er zusammengekrümmt liegenblieb und das Wasser an seinem glatten Körper entlanglief.

Johnny war wieder aufgetaucht. Er wollte aus dem Becken klettern, aber die Frau verbot es ihm.

»Du kannst noch etwas schwimmen, aber mehr in der Mitte.«

Johnny legte sich auf den Rücken: Als er die Stelle erreicht hatte, trat er Wasser, reckte seinen Kopf, um zuschauen zu können, was Susan Stone mit ihrem »Sohn« anfing.

An den Gelenken hatte sie ihn in die Höhe gezogen: Er hing noch immer in ihrem Griff wie ein altes Tuch, aus dem allmählich das Wasser rann.

Sie redete auf ihn ein. »Los, du bist nicht schlapp, du kannst nicht schlapp sein. Du wirst dich nur etwas ausruhen, und dann fangen wir von vorn an.«

Das Tier öffnete sein Maul. Wasser schwappte hervor, klatschte auf die Fliesen und verteilte sich dort. In der Kehle entstanden gurgelnde Geräusche, vermischt mit röchelnden Lauten, und schließlich schaffte das Tier es, wieder auf die Beine zu kommen. Es blieb stehen, mußte aber gehalten werden.

Es schwankte.
Mal nach rechts, dann nach links, schließlich erbrach es Wasser und eine schleimige Flüssigkeit.
Dann ging ein Ruck durch den Körper, und das Tier war wieder okay.
Johnny schwamm noch immer. Susan wandte sich ihm zu. Sie lachte zuvor und erklärte dann:
»Glaube nur nicht, daß es für dich vorbei ist. Wir werden uns etwas ausruhen und wieder von vorn beginnen. Wir kriegen dich, das kann ich dir versprechen. Dir wird es nicht anders ergehen als Marty. Du bist unsere Beute!«
Plötzlich schoß sie.
Johnny erschrak. Er erwartete den Einschlag der Kugel, doch sie peitschte dicht neben ihm ins Wasser.
Lachend lief die Stone auf die Tür zu, das Tier dabei wie ein kleines Kind an der Hand haltend.
Johnny Conolly blieb so lange im Wasser, bis die Stone die Tür hinter sich geschlossen hatte. Erst dann schwamm er zum Rand, stemmte sich dort hoch und verließ klatschnaß den Pool.
Er fror, aber er war auch froh, daß ihm eine Spanne vergönnt worden war.
Der Junge konnte wieder lächeln. So gut wie möglich wrang er seine Kleidung aus und preßte sich das Wasser auch aus dem Haar. Mit einem der herumliegenden Handtücher trocknete er sich ab. Er fühlte sich nicht gut, was auch an der feuchten Kleidung lag, die an seinem Körper klebte, aber es ging ihm besser als zuvor. Er war jetzt allein, und er hatte das Telefon hinter dem Wandschrank nicht vergessen.
Diesmal war er nicht so vorsichtig. Die Stone hatte ihm eine relativ lange Frist gesetzt.
Er mußte sie nutzen.
Johnny zerrte wieder die Tür auf. Der Apparat stand da, wo er auch zuvor gestanden hatte. Er hob den Hörer ab. Das Freizeichen war auch jetzt Musik in seinen Ohren. Es war die Chance nach draußen, er würde sie nutzen. Seine Finger zitterten schon, als er wählte. Das lag nicht nur an der Aufregung, sondern auch an der Kälte, die ihn frösteln ließ. Nach dem vierten Tuten wurde abgehoben.
Johnny hörte die Stimmen seiner Mutter, und seine eigene versagte ihm plötzlich…

***

Mit dem Tuten des Telefons hatte keiner von uns gerechnet. Vielleicht überlegten wir Männer zu lange, wer da wohl hätte anrufen können, Sheila aber handelte intuitiver, sie war eben eine Frau, und sie lief mit langen Schritten dem Apparat entgegen..
»Ich weiß, wer es ist.«

Mehr brauchte sie uns nicht zu sagen. Wir wußten genau, wen sie meinte. Und so schauten wir zu, wie Sheila abhob, sich meldete, aber keine Reaktion zeigte, sondern in den folgenden Sekunden unbeweglich stand, mit dem Hörer am Ohr, als wäre er dort festgewachsen.

Dann aber rief sie den Namen ihres Sohnes. »Johnny? Johnny, bist du es? Rufst du an!«

Jemand antwortete.

Die Stimme war zu leise gewesen, wir hatten sie nicht erkannt. Das war auch nicht nötig gewesen, denn plötzlich sah Sheila aus, als wollte sie aus dem Stand gegen die Decke springen. Es mußte einfach Johnny sein, der sich gemeldet hatte.

»Wo bist du?«

Eine Antwort, die aus zwei Sätzen bestand. Dann Sheilas Worte. »Okay, wir kommen, wir fliegen. Und gib auf dich acht, Junge!«

Sie legte auf. Ihr Gesicht zeigte Entschlossenheit, in den Augen lag eine selten bei ihr zu sehende Härte. »Er ist bei den Stones, wie ich es euch schon sagte…«

Und damit waren wir wieder im Spiel!

***

Wir begingen nicht den Fehler, in große Hektik zu verfallen, auch wenn Sheila uns drängte. Wichtig war es für uns, in das Haus zu gelangen und dies, ohne möglichst auffällig zu sein und großen Schaden anzurichten.

Wir hätten mit den Autos fahren können, aber zu Fuß waren wir ebenso schnell wenn wir uns auf die Abkürzung verließen, von der Bill gesprochen hatte. Außerdem hatten wir nicht vor, Susan Stone entwischen zu lassen. In dieser Nacht noch wollten wir den Fall beenden.

Wir kämpften uns durch die schmalen, überwucherten Wege an den Rändern des Grundstücks entlang. Bill hatte die Führung übernommen, Sheila hetzte hinter ihm her. Ich sah ihren Rücken, und Suko bildete den Schluß.

Wir hörten es rascheln, wenn Zweige an unseren Körpern entlangstreiften, und wir hörten auch unsere Atemzüge. Wir schreckten Tiere auf, wir entdeckten ab und zu die hellen Flecken nicht ausgeschalteter Gartenleuchten und wurden immer wieder von tiefhängenden Zweigen, Blättern und Spinnweben gestreift, als wollte uns die nächtliche Natur mit all ihrer Vielfalt begrüßen.

Hinter einem Gartenkomplex, in dem mehrere Wagen Platz hatten, führte der Weg entlang. Er war an dieser Stelle teilweise gepflastert, und Bill blieb vor einem Zaun stehen. Er war nur bei näherem Hinschauen zu entdecken, weil hohe Fichten den Blick verwehrten.

»Hier müssen wir rüber.«
Er hatte leise gesprochen, und ich stellte meine Frage ebenso leise. »Wie sieht es mit elektronischen Überwachungsanlagen aus?«
»Keine, glaube ich.«
Ich schaute über den nicht zu hohen Zaun hinweg. Das Haus war hinter den dichtstehenden Nadelbäumen nicht zu erkennen.
Wir besprachen unseren Plan und kamen zu dem Entschluß, daß ich es diesmal versuchen sollte.
Mich kannten die Stones nicht. Wenn Sheila erschien, würde ihr sicherlich sofort die Tür vor der Nase zugeschlagen werden. So war es besser, wenn ich den Anfang machte.
»Außerdem werde ich die Tür für euch offen lassen.«
»Das klingt schon besser«, sagte Sheila.
Suko wollte sich in der unmittelbaren Nähe des Hauses umschauen und nach Hintertüren suchen.
Ich erkundigte mich noch, ob es in dem Haus irgendwelche Besonderheiten gab, von denen die Conollys wußten. Leider hatte Johnny nichts darüber gesagt, wo er sich befand. Er konnte unter dem Dach ebenso stecken wie im Keller.
»Da ist noch etwas«, murmelte, Sheila. »Die Stones haben sich im Keller eine Schwimmhalle angelegt. Susan hat sie mir damals im Rohbau gezeigt. Ich erinnere mich.«
»Mehr kennst du von diesem Keller nicht?«
»Nein, woher auch?«
»Schon gut.«
»Wieviel Zeit sollen wir dir geben?« fragte Bill.
Ich wiegte den Kopf. »Eigentlich keine Spanne. Wenn es mir gelingt, die Tür nicht zu schließen, werdet ihr selbst herausfinden müssen, wann es Zeit ist.«
»Okay. Wie willst du vorgehen?«
»Ich werde mich zu Johnny führen lassen.«
»Freiwillig wird das niemand tun«, sagte Sheila.
»Ich weiß.«
Als sie mich anschaute, stellte sie keine Fragen mehr. Mein Blick hatte ihr genug gesagt.
»Okay, ich verschwinde dann.«
Der Zaun war leicht zu überwinden. Es war ein langes, grün gestrichenes Eisengitter. Ich landete zwischen den Nadelbäumen, was nicht mehr angenehm war, denn die breiten Arme mit ihren Nadeln piekten. Ich duckte mich und hatte den dichten Gürtel sehr bald überwunden. Jetzt sah ich das Haus.
Licht entdeckte ich nicht. Es lag vor mir als dunkles, schiefes Gebilde, in dem nur das Glas der Fenster heller schimmerte. Auf dem hinteren Grundstück selbst wuchs nicht sehr viel. Die Stones hatten sich mehr

für einen Rasen entschieden, was pflegeleichter war. Kleine Blumenbeete lockerten die grünen Flächen auf.

Der Eingang befand sich an der Seite. Die Feuchtigkeit hatte in den letzten beiden Stunden zugenommen. Der Regen würde bald aus den Wolken fallen. Noch war es ziemlich warm, und so hatten sich erste Morgennebel bilden können. Sie verschonten auch nicht das Grundstück der Stones. Ich sah den Nebel wie starre Wolken auf der Wiese liegen. Er schützte mich, was ich hoffte, und ich hoffte auch, ungesehen bis zur Haustür zu gelangen. Es ging mir etwas besser, als ich sie erreicht und die Stufen der kleinen Treppe überwunden hatte.

Am liebsten wäre ich in das Haus hineingeschlichen. Dazu hätte ich einbrechen müssen. Dagegen wiederum stand das Schloß der Haustür, das nicht so leicht zu knacken war.

Ich mußte klingeln.

Zweimal drückte ich auf den Knopf. Mir war eingefallen, daß sich Orson Stone auf einer Dienstreise befand. Die Conollys hatten es erwähnt. Diese Tatsache wollte ich ausnutzen und hatte mir eine dementsprechende Ausrede zurechtgelegt.

Der Klang der Glocke war auch draußen zu hören. Im Innern hätte er sicherlich Tote aufwecken können.

Ich wartete.

Kein Licht schimmerte auf. Ich versuchte, mich in Mrs. Stones Lage hineinzuversetzen. Um diese Zeit durch einen schrillen Klingelgruß geweckt zu werden, war nicht jedermanns Sache. Auf der anderen Seite rechnete ich nicht damit, daß sie schlief.

Noch ein Versuch.

Diesmal länger. Sie sollten merken, daß ich mich nicht abweisen ließ. Ich wollte die Stone haben.

Aber nicht sie kam, sondern ihr Sohn. Martys Stimme vernahm ich. Der Klang wehte aus dem Lautsprecher der Sprechanlage, den ich in der Dunkelheit nicht entdeckt hatte.

»Wer sind Sie? Was wollen Sie?«

»Bist du Marty?«

»Ja.«

»Ich komme von deinem Vater!« Pause, Schweigen. Er war überrascht, und ich wartete darauf, daß mein Bluff auch funktionierte. »Öffne bitte.«

»Warum?«

»Ich habe eine Botschaft.«

»Mitten in der Nacht.«

»Es ist früher Morgen, und es ist was passiert. Du kannst auch deine Mutter holen.«

»Nein, nein, ich werde das machen. Was ist das denn für eine Botschaft?«

»Du mußt da etwas unterschreiben.«

»Lüge!« Er lachte. »Ich glaube es nicht!«

»Marty - bitte.«

Er überlegte. »Nein, ich…«

»Dann werde ich deinem Vater sagen, daß ihr mich nicht ins Haus gelassen habt. Schade, es war wichtig. Es geht um bestimmte Dinge, über die ich nicht reden darf.« Meine Ausrede wurde immer umfangreicher. »Dein Vater hat es gemerkt, Marty.«

»Was?«

»Muß ich von der Disco und dem Keller erzählen? Soll ich auch noch die Königin der Nacht erwähnen? Dein Vater hat Verdacht geschöpft. Er hat einen Detektiv engagiert, nämlich mich, und ich weiß nicht, was ich ihm sagen soll. Er will jedenfalls Theater machen, wenn er nicht die Wahrheit erfährt.« Das Gespinst aus Lüge und Bluff hatte sich noch erweitert. Ich konnte nur hoffen, daß sich der Junge darin verfing. Zumindest hatte ich ihn verunsichert, denn es kam von ihm keine scharfe Antwort mehr. Schließlich war er bereit, die Tür zu öffnen.

Mir ging es besser. Ich hörte das leichte Klirren von Kettengliedern, dann drehte sich der Schlüssel zweimal, und einen Moment später schaute ich in Martys Gesicht. Er erkannte mich jetzt, tat aber, als wäre ich ein Fremder. Nur die Augen zeigten Mißtrauen, aber auch einen anderen Glanz, mit dem ich nicht zurechtkam. Er stammte mehr von innen her und war wie ein Fieber.

Ich drückte die Tür behutsam weiter auf und schlüpfte in das Haus, in dem jetzt eine kleine Kugelleuchte ihren Schein abgab. Die Lampe stand auf einem schmalen Tisch, und Marty Stone wollte sofort wissen, welchen Verdacht sein Vater geschöpft hatte.

Mit meiner Antwort rechnete er nicht. »Wo finde ich Johnny Conolly?«

»Wie?«

»Johnny Conolly, deinen Schulkameraden!«

Er ging zurück. Dann saugte er die Luft ein, und sein Gesicht verzerrte sich.

Ich hatte die Gelegenheit genutzt, die Matte in den Türspalt geschoben und den Eingang so offen gehalten. Ich ging wieder auf Marty zu, der mit beiden Händen wedelte. »Lüge, wie? Alles Lüge! Sie haben mich angelogen, verdammt!«

»Wo finde ich Johnny?«

»In der Hölle!«

Bisher hatte er ziemlich leise gesprochen, und auch seine Mutter hatte ich noch nicht gesehen. Ich wartete darauf, daß sie kam. Da sie sich nicht zeigte, war Johnny wichtiger.

Ich zog meine Waffe. »Wo steckt er?«

Martys Stone schaute auf die Beretta. Er fing plötzlich an zu lachen. »Wollen Sie mich erschießen?«

»Ich will Johnny!«

»Ich habe ihn nicht in der Tasche.«

»Aber du weißt, wo er steckt?«

»Zu Hause.«

Er wollte weglaufen, aber ich war schneller. Mitten in der Drehung bekam ich ihn zu fassen und wuchtete ihn gegen die Wand. Dann spürte er die kalte Mündung an seinem Kinn.

»Redest du jetzt?«

Seine Augen rollten. Er fürchtete sich. »Gut«, sagte er, »gut. Johnny ist hier.«

»Schön und wo?«

»Im Pool.«

»Dann werden wir jetzt hingehen!«

»Nein, das übernehmen wir!«

Ich brauchte mich nicht umzudrehen. Sheila hatte gesprochen, und sie war es auch, die als erste das Haus betrat, dicht gefolgt von Bill und Suko. Jetzt wußte Marty überhaupt nicht mehr, was los war.

Er schloß den Mund, ich nahm die Waffe weg, und dann war Bill da, der ihn blitzschnell in einen Polizeigriff nahm.

»Wir gehen jetzt!«

»Den Weg kenne ich«, sagte Sheila.

Marty protestierte nicht mehr. Es hätte auch keinen Sinn gehabt. Auf Licht verzichteten sie ebenfalls.

Suko blieb bei mir und sagte: »Das schaffen sie schon.« Er wies auf eine schmale, ziemlich steil ansteigende Treppe, deren Anfang gerade noch zu sehen war. »Aber wo steckt Susan Stone?«

»Ich weiß es nicht.«

»Sie muß dich gehört haben.«

»Zumindest das Klingeln.«

Suko ging zurück und schloß die Haustür. »Sollen wir uns teilen? Du unten, ich oben?«

»Keine schlechte Idee«, gab ich zu, »obwohl sie mir nicht so gut gefällt.«

»Warum nicht?«

»Die Frau könnte durch die Haustür fliehen.«

»Das kann sie auch durch ein Fenster.«

Da hatte er recht. Wir blieben trotzdem zusammen, und die Schuld daran trug Susan Stone. Wir sahen sie noch nicht, aber sie war in der Nähe, denn sie schaltete das Licht ein. Es erhellte einen Teil des Innenflurs neben der Treppe. Von dort hörten wir auch ihre Tritte, und dann erschien sie selbst.

Sie ging lässig, sie lächelte sogar, aber ihr Lächeln war nicht echt,

sondern verzerrt. Immer näher kam sie, und wir konnten sie besser erkennen. Susan Stone trug einen dünnen Hausanzug. Der Stoff war dunkel, wahrscheinlich unterstrich das die Blässe ihres Gesichts noch mehr. Neben der Treppe blieb sie stehen und legte eine Hand auf das mit rotem Kunststoff überzogene Geländer.

»Wer sind Sie?«

»Scotland Yard«, sagte ich.

Susan war nicht mal überrascht. »Na und?«

»Sie wissen, weshalb wir hier sind?«

»Nein, weiß ich nicht.«

»Es geht um Johnny Conolly. Sie haben ihn entführt, *wir* werden ihn befreien«, erklärte Suko.

Die Stone schaute ihn verächtlich an. »Hat der auch was zu sagen?« fragte sie mich.

»Ja, das ist Inspektor Suko, und mein Name ist John Sinclair.«

»Kenne ich nicht.«

»Sie werden uns kennenlernen.« Ich ließ meine Blicke über ihre Gestalt schweifen. »Vor einigen Stunden haben Sie noch anders ausgesehen, denke ich.«

»Wieso?«

»Als Königin der Nacht müssen Sie verschleiert aufgetreten sein. Hat es Spaß gemacht, den eigenen Sohn in den Keller zu führen, wo dieser Altar stand und wir die Knochen und die Reste von Haut und Haaren fanden? Ist das Ihr Ziel?«

Ihre Augen verengten sich. Ich rechnete mit einer scharfen Antwort, aber sie zeigte sich plötzlich kooperativ. »Wollen Sie mitkommen?«

»Wohin?«

»In ein Zimmer, in mein Zimmer. Sie brauchen nicht weit zu laufen, keine Sorge.«

Suko und ich schauten uns an. Wir waren mißtrauisch geworden, denn mit dieser Wandlung hatten wir nicht gerechnet. Wir waren auf eine gewaltsame Auseinandersetzung vorbereitet gewesen.

Wenn es anders kam, sollte es uns auch recht sein.

»Gut«, sagte ich, »gehen wir.«

»Dann darf ich vorgehen?«

»Bitte.«

Sie bewegte sich locker, als wäre sie allein im Haus. Wir passierten die Treppe und schritten auf eine Tür zu, die nicht abgeschlossen war. Das Zimmer dahinter lag in einem warmen Licht. Es war mit dunklen Möbeln eingerichtet und zeigte nichts Okkultes. Es waren keine geschwärzten Decken oder Wände zu sehen, bis wir den Tisch an der Seite sahen, auf dem eine braune Decke lag.

Sie diente als Unterlage für ein Buch und für eine ausgebreitete Papierrolle.

Ich erinnerte mich an die helleren Stellen auf dem unheimlichen Gabentisch. Buch und Papier hätten gepaßt, und beides stand hier.

Susan Stone bewegte sich darauf zu. Neben dem Tisch blieb sie stehen, drehte sich um und lächelte.

Das Licht einer Standleuchte ließ ihre rechte Seite im Schatten, die linke wurde angeleuchtet. Uns kam die Frau vor, als hätte sie nur ein halbes Gesicht.

»Das ist es«, sagte sie und deutete auf das Buch.

»Was ist es?«

»Die Geschichte über das Tier!«

»Über welches?« fragte Suko.

»Über das Tier allgemein!«

»Nicht über den Teufel?«

Sie lächelte. »Ja, auch über ihn. Über ein Derivat des Satans. Über magische und satanische Gene, und ich habe es geschafft. Ich habe den Grundstock gelegt.«

»Welchen?«

Sie schabte mit einem Fingernagel über ihre Wange. »Jemand hat es aufgeschrieben. Der Teufel persönlich muß es ihm diktiert haben. Ich habe es genau gelesen, und es ist mir gelungen, die alten Beschwörungen auszusprechen.«

»Was geschah dann?« fragte ich.

»Das Tier entstand.«

»Schön, und wer ist das Tier?«

»Mein zweiter namenloser Sohn…«

***

Marty zeigte keine Gegenwehr. Völlig normal schritt er die Treppe zum Pool hinunter. Sheila hatte Mühe, sich zu beherrschen. Am liebsten wäre ich vorgelaufen, aber sie riß sich zusammen. Vor einer Tür blieb der Junge stehen.

Bill hatte den Schlüssel entdeckt, der im Schloß steckte. Er faßte an Marty vorbei und mußte den Schlüssel zweimal herumdrehen, um die Tür zu öffnen.

Dann zog er sie auf.

»Dad!«

Ein Schrei erreichte die Ohren der drei Menschen.

»Johnny!« Es war Sheila, die den Namen ihres Sohnes gebrüllt hatte. Für sie gab es kein Halten mehr. Sie stürzte in den Raum hinein, sah ihren Sohn naß neben dem Pool stehen, und Sekunden später lagen sich Johnny und seine Mutter in den Armen.

Bill hielt sich zurück. Er behielt Marty im Auge, dem er noch immer nicht traute. Die Freude der beiden anderen kriegte er nur am Rande mit. Aber er schob den Jungen in das Hallenbad hinein, wo sich Marty

an die Wand lehnte.

Bill stellte sich so hin, daß er ihn und auch Sheila sowie Johnny Sehen konnte. Der Junge war erleichtert. Er winkte seinem Vater zu, und Sheila konnte ihre Tränen nicht unterdrücken. Immer wieder fragte sie, ob Johnny auch okay war, der dies bestätigte.

»Ja, Mum, mir geht es gut.«

»Aber du bist so naß.«

»Ich war im Pool. Nicht ganz freiwillig, aber es ist schon okay. Ihr braucht euch keine Sorgen zu machen.«

»Was ist mit Marty?« fragte Bill.

Johnny löste sich von seiner Mutter. Er schaute seinen Schulkollegen an. »Marty hat mich töten wollen«, sagte er leise. »Aber ich weiß wirklich nicht, ob er es tatsächlich gewesen ist. Gut, er hat es versucht, nur war er manipuliert, denn er hat noch einen Bruder. Ein schreckliches Wesen, mit dem ich im Keller eingesperrt war. Es ist das Tier. Es ist gefährlich. Es verfügt über schlimme Kräfte, und es kann die Gedankenwelt der Menschen übernehmen. Auch bei mir ist das der Fall gewesen. Es hätte mich manipuliert, aber ich erhielt Hilfe. Ich habe plötzlich Nadine gesehen und mit ihrer Stimme geschrieen. Auch Martys Stimme kenne ich anders und fremd. Aber aus ihm sprach dann das Tier.«

»Stimmt das?« fragte Bill.

Marty Stone hob nur die Schultern. Er tat so, als würde ihn das alles nicht berühren.

»Wo ist das Tier?«

»Ich kenne es nicht.«

»Wo steckt es?«

Johnny gab die Antwort. »Nicht mehr hier. Es hat den Raum mit Mrs. Stone verlassen. Sie ist diejenige, die hinter allem steht. Sie sieht das Tier als ihren Sohn und Martys Bruder an. Ich weiß nicht, wieso das geschehen konnte…«

»Haben denn beide Ähnlichkeit miteinander?« erkundigte sich Sheila.

»Überhaupt nicht, Mum. Das Tier ist grauenhaft, es ist eine Mutation. Es ist einfach widerlich und ähnelt dennoch etwas einem Menschen.«

»Wir werden es finden und vernichten«, sagte Bill.

Plötzlich lachte Marty. »Vernichten? Nein, ihr könnt es nicht vernichten.«

»Warum nicht?«

Die Augen des Jungen funkelten. Er sah aus, als würde er sich an etwas erinnern. »Das Tier ist stark. Es ist durch die Hölle gestärkt worden. Es ist ein Abkömmling des Teufels, hat meine Mutter zu mir gesagt. Und ich glaube ihr.«

»Was sagst du dazu, Johnny?«

»Ich glaube es auch.«

»Und es hält sich hier im Haus auf? Wenn wir das Haus durchsuchen, werden wir es finden.«

Johnny nickte. »Aber gebt acht. Ihr seid ohne Schutz, ihr dürft es nicht unterschätzen.«

»Das stimmt!«

Die drei Conollys schraken zusammen, denn es hatte eine fremde Stimme gesprochen. Aber es hatte kein Fremder den großen Raum betreten, sie waren allein.

Ihre Blicke richteten sich auf Marty Stone. Und dessen Gesicht zeigte ein verzerrtes Grinsen. Sein Mund war noch nicht geschlossen. Es gab keinen Zweifel, daß er mit einer fremden Stimme gesprochen hatte. Und er fügte noch etwas hinzu. »Das Tier wird euch töten, euch alle töten! Es wartet darauf, es ist schon hier!« schrie er.

Es gab nur einen Eingang. Der stand offen. Dahinter lag die Treppe im Licht der Deckenlampe.

Sheila und Bill hatten die Köpfe gedreht. Sie starrten auf die Treppe und sahen mit Schrecken, daß die Mutation bereits über die letzte Stufe hinwegsprang und mit einem Satz in den Kellerraum hechtete. Pfeifende Laute drangen aus seinem schiefen Maul. Auf dem Kopf bewegten sich die Haarantennen nickend, und mit dem nächsten Sprung erreichte es Marty Stone, klammerte sich an ihm fest und preßte seine Lippen an die linke Wange, als wollte es den Jungen leersaugen…

***

Eine Frau hatte einem namenlosen Sohn, einer Mutation, einem Tier, das Leben geschenkt!

Wir hatten dieses Geständnis gehört, und es hatte uns einen nicht eben gelinden Schock versetzt.

»Das Tier ist ihr Sohn?« fragte ich flüsternd.

Susan Stone nickte. Dabei strich sie über das Papier hinweg, und wir lauschten dem leisen Schaben.

»Ja, ich habe es geboren.«

»Wie?«

»Es ist unvorstellbar, aber es stimmt. Wobei ich zugeben will, daß es keine normale Geburt war. Ich bin auch nicht mit irgendeinem Mann zusammengekommen, ich habe nur etwas gefunden, und als ich es fand, spürtet ich die mütterlichen Gefühle.«

»Was fanden Sie?« fragte Suko.

»Eine Masse!«

»Wie bitte?«

»Ja, eine Masse. Damals war ich mit meinem Mann noch unterwegs. Wir haben uns mittlerweile getrennt. Ich sage den Nachbarn immer, daß er im Ausland ist, was auch stimmt. Als Industriearchitekt hat er

gut zu tun, und er kennt die halbe Welt. Damals begleitete ich ihn hin und wieder auf seinen Reisen. Wir fuhren zu dieser Zeit nach Israel und auch in den Libanon. Dort ist es dann passiert. Ich war unterwegs, habe mir Land und Leute angeschaut, und mich interessierte der Bürgerkrieg dort auch nicht, denn er fand ja mehr in den Städten wie Beirut statt. Ich lernte einen alten Mann kennen, der sich als Fremdenführer durchschlug. Eines Nachts berichtete er mir von einer alten Höhle, in der etwas zurückgelassen worden war, das schon sehr alt sein mußte. Mich interessierte dies, doch der Alte wollte mit der Sprache nicht so recht herausrücken. Er redete auch davon, daß es der Teufel gewesen war, der ein Erbe hinterlassen hatte. Ich bot dem Mann Geld an, viel Geld, mußte fast mein Konto plündern. Das hat ihn überzeugt. Er wollte seine letzten Jahre noch genießen, und in einer mondhellen Nacht führte er mich in das menschenleere Gelände, auf dem vor zweitausend Jahren ein dämonischer Friedhof gewesen sein soll. Wie dem auch war, es interessierte mich nicht, außerdem war von dem Friedhof nichts mehr zu sehen, aber die unheimliche Stätte gab es noch immer. In einer Höhle, von Steinen abgedeckt, fand ich eine Schale, eine Schrift, die hier vor mir liegt, und ein altes Buch, dessen Seiten nicht aus Papier bestehen. Ich nahm alles mit, zeigte es dem Alten, der schreiend weglief. Ich aber blieb. Ich war zum Glück in der Lage, die Zeichen und auch hebräischen Worte zu übersetzen. Was ich dabei herausfand, war ungeheuerlich. Es war die erste Erklärung und eine Genmanipulation, die damals schon der Teufel angefangen, aber nicht beendet hatte. Die Gründe sind mir bis heute unklar, sie spielen auch keine Rolle. Jedenfalls war ich fasziniert und freute mich darüber, daß mein Mann für mein Hobby kein Interesse zeigte. Ich arbeitete allein weiter.«

»Was taten Sie genau?«

»Ich öffnete die Schale.«

»War es die, die Sie auf dem Gabentisch unten im Keller der Disco zurückgelassen haben?«

»Ja.«

»Was fanden Sie?«

Susan Stone lächelte siegessicher. »Ich fand den Ursprung. Ich fand magisches Leben, magische Zellen. Genauer gesagt, ich fand in der Schale eine weiche, feuchte, graue Masse, einen Klumpen, der Ähnlichkeit mit einem nassen Schwamm aufwies.«

»Mehr nicht?«

»Nein.«

»Was taten Sie?«

»Nichts zuerst. Ich kam nicht weiter. Ich mußte nur durch den Papyrus, was dort lag, aber nicht, wie es weitergehen sollte. Aber ich erinnerte mich an das alte Buch, dessen Seiten zumeist nicht

beschriftet waren. Ich wunderte mich darüber, wie gut das Buch noch erhalten war und fand schließlich in der Mitte die vier Seiten mit der schon sehr blassen Schrift, die das menschliche Auge kaum erfassen konnte. Aber es gibt die Technik, es gibt Laser, es gibt Ultraschall, es gibt Infrarotlicht und so weiter, und ich ging wieder in die Uni. Helfen ließ ich mir dabei nicht. So fand ich alles allein heraus. Ich löste das Rätsel.« Stolz zeigte sich auf ihrem Gesicht. »Sie können sich nicht vorstellen, wie ich mich fühlte. Ich hatte etwas Uraltes entdeckt und konnte es mit den modernen Methoden der Wissenschaft behandeln. Es war einfach herrlich. Ich freute mich wie nie zuvor im Leben, ich wurde zu einem anderen Menschen. Ich war innerlich erregt, und ich setzte meine Arbeit fort, denn noch wußte ich nicht, was ich mit der Masse anfangen sollte.«

»Ihnen half der Text im Buch?« fragte Suko.

»Ja, aber nicht sofort. Er ist sehr blumig geschrieben worden. Ob ihn nur der Teufel selbst hinterlassen hat oder ein anderes Wesen, ich wußte es nicht, aber ich fand heraus, daß die Masse beschworen werden mußte, um daraus ein Wesen zu entwickeln. Das tat ich nicht im Orient, sondern hier in London, während mein Mann in der Ferne blieb. Ich hatte freie Bahn, ich brauchte lange Zeiträume, um endlich die magischen Formeln so aussprechen zu können, wie es genehm war. Dann sah ich den Erfolg. Die Zellen vermehrten und veränderten sich. Die Masse blieb nicht mehr grau, sie wuchs, sie bekam Gestalt, sie wurde zu einem geschlechtlosen, menschenähnlichen Wesen, das nicht normal sprechen konnte, denn es fehlte noch etwas im Zellenbrei. Vielleicht habe auch ich einen Fehler begangen, ich weiß es nicht, aber das Ding, das dort wuchs und von mir als Tier bezeichnet wurde, weil dieser Ausdruck auch in den alten Beschwörungen immer wieder vorkam, schloß ich ins Herz. Ich war davon überzeugt, meine Schöpfung zu erleben. Es herausgeholt zu haben aus dem magischen Schlaf einer langen zurückliegenden Epoche. Damals schon haben Kräfte mit Genen gespielt, haben sie manipuliert, und es kam das Tier heraus. Es konnte zwar nicht sprechen, aber es machte sich auf eine andere Art und Weise verständlich. Es beherrschte die Telepathie. Ich merkte, wie seine Gedanken in meinen Kopf eindrangen und zu den meinen wurden. Ich lernte das Böse kennen, und es faszinierte mich. Ich kam damit zurecht, und ich wollte die nächsten Schritte gehen. Es sollte nicht allein auf mich beschränkt bleiben, denn das Böse, das es schon immer gegeben hatte, sollte übergreifen auf andere.«

»Auf Ihren richtigen Sohn, nicht wahr?«

»Ja, Mr. Sinclair, auf Marty. Er wußte von nichts. Ich habe ihn auch nicht direkt aufgeklärt, sondern Schritt für Schritt. Schließlich war er bereit, seinen neuen Bruder zu sehen. Zuerst schrie er, dann aber

geriet er unter den Bann des Tiers, und seine eigene Gedankenwelt fing an, sich zu verändern. Das Tier, so wurde manchmal im Altertum auch das Böse bezeichnet, wenn der Prophet Hesekiel es auch anders gesehen hatte, gewann die Macht über meinen Sohn. Wir wurden zu Verbündeten, und ich konnte endlich darangehen, meine Pläne zu vervollkommnen.«

»Mußten Sie dazu in die Disco?« fragte Suko.

»Sicher. Sie kam mir gerade recht. Die Szene bildete sich in einer günstigen Zeit. Die neue Spiritualität kam mir sehr entgegen. Schauen Sie sich die Besucher der Disco doch an. Sind das gläubige Menschen? Jedenfalls nicht so, wie die Kirche sie gern hätte. Manche Leute wissen nicht, was für sie faszinierender ist. Es machte mir Spaß, in diese Lücke hineinzustoßen, und so richtete ich im Keller der Disco mein Versteck ein. Ich habe es regelrecht gemietet. Der Besitzer erhält jeden Monat eine Summe überwiesen und läßt mich in Ruhe. Dort unten baute ich meine Gegenwelt auf, und ich selbst erschien in der anderen als Königin der Nacht. Ich holte mir die jungen Burschen, ich verschwand mit ihnen im Keller und überließ sie dem Tier.«

Mein Hals war trocken geworden, denn ich hatte schon einen Schritt weiter gedacht. »Hören Sie, Mrs. Stone, wir haben dort unten Knochen gefunden und Hautreste…«

Sie nickte, und ihr Gesicht bekam einen beinahe schon traurigen Ausdruck. »Sie haben recht, Sinclair, das ist ein Problem gewesen. Das Wesen nahm keine normale Nahrung an. Es wollte lebendige Beute. Hunde, Katzen, Tiere, Menschen nicht, deshalb mußte ich ihm diese Nahrung immer wieder besorgen. Es schöpfte Kraft aus dem Blut und dem Fleisch der Tiere, aber das war für mich zweitrangig. Mich interessierten mehr die Parakräfte, und sie setzte es auch ein.«

»Gegen die Besucher?«

»Natürlich, nur gegen sie. Wen ich nach unten schaffte, der geriet automatisch in den Bann. Leider kam es anders, als ich es mir vorgestellt hatte. Wenn diese jungen Männer in das Leben traten, dann hatten sie alles vergessen.«

»Das Erlebnis im Keller?«

»Ja.« Jetzt knirschte sie mit den Zähnen. »Sie waren noch nicht reif für die Veränderung - oder das Tier nicht stark genug. Dabei hat es schon das christliche Symbol überwunden.«

»Das gekippte Kreuz…?«

»Richtig.«

»Aber Sie haben es immer wieder versucht.«

»Natürlich.« Susan starrte uns an. »Das mußte ich doch. Ich gebe beim erstenmal nicht auf. Außerdem ist nicht jeder Mensch gleich. Ich ging immer wieder in der Verkleidung in die Disco, holte mir neue Männer und war die Attraktion.«

Meine Stimme klang hart, als ich sagte: »Selbst Ihren eigenen Sohn haben Sie nicht verschont.«

»Das stimmt. Marty war immer in der Nähe seines neuen Bruders. Ich hatte das Wesen zuerst hier im Haus versteckt, was mir aber zu unsicher wurde. Marty führte ich sehr vorsichtig an ihn heran. Ich schaffte es, daß er seine Angst überwand. Er sollte ihn lieben wie den eigenen Bruder, und es ging tatsächlich etwas auf ihn über. Das Böse, das Alte, blieb nicht bei dem Tier. Es erwischte Marty, denn er war empfänglich für diese Dinge. Auf einmal geriet er in den Bann. Er unterschied nicht mehr, was Gut und Böse war, bei ihm drang das Tier durch.«

»Was Johnny erlebt hat.«

»So ist es.«

»Haben Sie das gewollt?« fragte Suko.

Susan Stone schüttelte den Kopf. »Nein, nicht direkt, das muß ich zugeben. Ich habe es nicht gewollt, nicht in dieser Form, und auch nicht so schnell. Aber es hat sich nicht mehr ändern lassen.«

Sie senkte für einen Moment den Blick. »Außerdem muß ich zugeben, daß sich Marty leider die falsche Person ausgesucht hat.«

»In der Tat«, sagte ich, »hat er. Es sollte Ihnen auch klar sein, daß es jetzt vorbei ist. Wir können Sie nicht frei herumlaufen lassen, Mrs. Stone, und das Tier erst recht nicht.«

Die Frau lächelte leicht. »Sie sind sehr mutig.«

»Das brauchen wir nicht zu sein.«

»Denken Sie denn, daß Sie dagegen ankommen? Gegen ein Geschöpf, das mehr als zweitausend Jahre in einem bestimmten Zustand gelebt und auch überlebt hat?«

»Es wird uns keine Sorgen bereiten.«

»Wenn Sie sich da nicht mal irren«, sagte die Stone.

»Wir werden es holen.«

»Versuchen Sie es!«

Ihre Sicherheit gefiel mir nicht. Sie bewegte sich auf den Tisch zu und schaute gegen das Blatt mit den alten Schriften und Zeichen. Dann griff sie nach dem Buch. »Ich werde Sie wohl nicht daran hindern können, nach dem Tier zu suchen. Zuvor jedoch sollten Sie vielleicht gewisse Hinweise beachten, die hier aufgeführt sind.«

»Hinweise?« fragte ich.

»Ja.«

Sie reichte uns das Buch. Beide wollten wir zugreifen, und das genau war unser Fehler. Susan Stone ließ es plötzlich fallen, es prallte auf den Tisch zurück, und wir folgten diesem Weg automatisch mit unseren Blicken.

Nur das hatte Susan gewollt.

Blitzschnell zog die Frau eine flache Pistole aus der Tasche ihres

Hosenanzugs, richtete die Mündung auf uns und schrie: »Nichts werdet ihr erreichen, nichts!«
Dann schoß sie!

***

Das Tier klammerte sich fest. Es hatte sein Maul vorgeschoben und mit den Lippen so etwas wie eine Tulpe gebildet. Es saugte an Martys Wange, als wollte es ihm das Gehirn entleeren.
Das war nur der Anfang. Es rutsche an der Gestalt des Jungen herab, und plötzlich stand es hinter Marty, gedeckt von dessen Körper, der einen perfekten Schutz bildete.
Erst jetzt kamen die Conollys dazu, sich zu rühren. Die Überraschung war zu stark gewesen, und Bills Hand zuckte automatisch zur Waffe, was Johnny ebenfalls bemerkt hatte.
»Nein, Dad, nicht! Nicht schießen. Er vernichtet Marty!«
Johnny hatte recht. Auch wenn das Tier nicht reden konnte, so zeigte es doch durch Gesten an, wozu es fähig war. Locker hob es Marty an, so daß dessen Füße zwei Handbreiten über dem Boden schwebten. Rückwärts ging das Wesen mit seinem Gefangenen auf die Treppe zu, die durch die offene Tür leicht zu erreichen war.
Zurück blieben die drei Conolly, die gegen Marty schauten. Er wirkte wie eine Puppe. Der Kopf war zur Seite gesunken. Genau dort, wo sich die Lippen des Wesens an seiner Wange festgesaugt hatten, zeichnete sich ein dicker roter Fleck ab, der leicht blutete.
»Ich hole ihn!« Bill hielt es einfach nicht mehr aus. Das Tier trug keine Waffe, und der Reporter glaubte, ihm körperlich überlegen zu sein. Auf die Warnung seines Sohnes hörte er nicht, als er Marty packte und es tatsächlich schaffte, ihn aus den Klauen des Tiers zu befreien. Er schleuderte den Jungen hinter sich, wo er zu Boden fiel, und starrte nach vorn.
Das Wesen war gestolpert.
Es lag auf der Treppe. Der rosafarbene Körper bildete darauf eine schräge Ebene. Das Gesicht widerte Bill an, er sah in Augen, die eigentlich keine waren, nur irgendwelche Flecken in diesem Gesicht, aber die Bösartigkeit erwischte ihn wie ein Windstoß.
Er zog die Waffe.
Bill wollte diese Mutation vernichten. Seine Pistole war mit normalen Kugeln geladen. Er hatte die Goldene Pistole leider zu Hause gelassen, diese ultimative Waffe hätte ihm sicherlich geholfen, doch daran wollte er nicht denken.
Mit einer fließenden Bewegung hatte er die Pistole freibekommen: Er senkte den Lauf und zielte auf den Schädel.
Da packte das Wesen zu. Blitzschnell hatte es seinen Arm ausgestreckt und Bills rechten Fußknöchel umklammert. Der Schmerz

fraß sich durch das Bein des Reporters. Er verlor das Gleichgewicht und prallte gegen die Wand.

»Daddy!« schrie Johnny, der Schreckliches ahnte, denn das Tier ließ sich so einfach nicht töten. Mit der anderen Hand hielt es Bills Handgelenk umklammert und drehte es so, daß die Mündung immer weiter dem Gesicht des Reporters entgegenwanderte.

Bill kämpfte dagegen an.

Seine Kraft reichte nicht aus. Das Tier war nicht mit einem normalen Menschen zu vergleichen. Es hatte seine spitzen Knie in Bills Leib gestemmt und ihn auf den Rücken gedrückt. Bills Hinterkopf schabte über die Wand an der Seite. Er spürte die harten Stufenkanten in seinem Kreuz, und er mußte mit ansehen, wie die Mündung der Pistole immer näher auf seinen Kopf zuwanderte. Die Waffe wurde von einer Krallenhand gehalten, in der diese widerliche Kraft steckte, schon höllisch zu nennen.

Bill hatte den Finger vom Abzug gelöst. Er wollte sich nicht selbst töten, aber er sah, wie das Tier seinen Zeigefinger näher an den Abzug heranbrachte. Das hatte es inzwischen begriffen. Die Gefahr für Bills Leben verdichtete sich. Obwohl nur Sekunden vergangen waren, kam es ihm vor wie Minuten. Er setzte noch einmal alle Kräfte ein, versuchte dabei, die Klaue wieder zurückzudrücken, was ihm einfach nicht gelang.

Das sah auch Johnny.

Sheila schaute ebenfalls zu.

Sie konnte nicht mehr auf der Stelle stehenbleiben und wollte sich auf das Tier werfen.

»Nein, Mum, nicht mit bloßen Händen!« Johnny hatte das Vorhaben seiner Mutter erkannt. Sie würde nichts erreichen und nur sich selbst in Lebensgefahr bringen.

Deshalb griff Johnny ein.

Er hatte eine Waffe.

Kein Messer, keine Pistole, er hatte sich den Stuhl aus Rohrgeflecht geschnappt, der in unmittelbarer Nähe stand. Damit rannte er auf die beiden zu. Sein Vater hatte ihn gehört. Er drehte den Kopf genau in dem Augenblick, als Johnny zudrosch.

Innerlich betete er, nicht auch seinen Vater zu treffen. Von der Seite her wuchtete er den Stuhl gegen das widerliche Gesicht des Wesens. Er haute hinein in dieses glatte Etwas, spürte einen glatten Widerstand und hörte auch das Klatschen.

Noch einmal schlug er zu, denn das Tier zuckte.

Geschafft!

Es ließ seinen Vater los.

Plötzlich sprang es auf, unverletzt und auch nicht angeschlagen. Aber es griff nicht mehr an. Mit langen Sätzen rannte es die Treppe hoch,

hüpfte dabei von einer Stufe zur anderen und war so schnell verschwunden, daß Bill ihm keine Kugel mehr nachschicken konnte.

Wenig später hörten sie einen dumpfen Knall. Da war eine Tür zugefallen.

Johnny half seinem Vater beim Aufstehen. Bill war froh, daß er sich hatte abstützen können. Er atmete keuchend aus, und sein Gesicht war mit einer glatten Schicht aus Schweiß bedeckt. »Du hast recht gehabt, Johnny, die Kräfte sind unwahrscheinlich.«

»Das wußte ich, Dad.«

Sheila war auch bei ihnen. »Ist es geflohen?« fragte sie.

Bill hob die Schultern.

Johnny wollte etwas sagen. Er kam nicht mehr dazu, denn von oben hörten sie Schüsse…

***

Susan Stone war nicht mehr zu halten gewesen. Sie hatte geschossen, sie war von dem Willen beseelt, uns zu töten, und sie hatte es nicht mehr aushalten können. Sie stand unter einem wahnsinnigen Druck, die Emotionen waren in ihr hochgepeitscht und hatten ihr Inneres wohl zu einem brodelnden Kessel gemacht.

Das alles traf zu, und auch eine andere Tatsache, die nicht so abstrakt war.

Sie hatte heftige Tritte gehört. Im Flur, nahe der Tür. Dies alles kam zusammen und konnte von ihr nicht genau überrissen werden.

Deshalb fehlte sie.

Ich spürte die Kugel. Sie zupfte fast an meinem rechten Ohrläppchen, denn sie war auf den Kopf gezielt worden. Es war mehr ein Luftzug, und als sie zum zweitenmal abdrückte, sich dabei aber Zeit gelassen hatte, da war es Suko gelungen, den Tisch in die Höhe zu wuchten. Er rammte ihn gegen die Frau, die sofort aus dem Gleichgewicht geriet, zwar noch abdrückte, aber die Kugel irgendwo in die Wand setzte.

Sie schoß zweimal, da lag sie bereits auf dem Rücken, und die Kugel fegte in die Decke.

Zu einem weiteren Schuß kam sie nicht mehr.

Suko war gesprungen und hatte sehr genau gezielt. Sein harter Tritt schleuderte ihr die Pistole aus der Hand, was Susan sah, aber nicht nachvollziehen konnte oder wollte, denn sie brüllte infernalisch auf und wälzte sich auf die Seite. Dort streckte sie den Arm aus. Die Finger wurden zur Krallenhand, als sie nach dem Griff der Pistole faßten.

Diesmal war ich schneller, denn mit einem gezielten Tritt beförderte ich die Waffe aus ihrer Reichweite.

Marty hielt es nicht mehr aus. Greinend stürzte er seiner Mutter entgegen. Er warf sich auf sie, bedeckte das Gesicht mit Küssen und

kümmerte sich nicht darum, daß sie fluchte.

Ich machte kurzen Prozeß. Ich drückte Marty zur Seite und legte der am Boden Liegenden Handschellen an, was ihre Wut nicht stoppen konnte, denn sie trat um sich.

Wir ließen sie toben.

Marty stand neben ihr. Er starrte sie an. An der Tür erschienen die drei Conollys. Sheila schaltete das Deckenlicht ein. An den Gesichtern meiner Freunde sah ich, daß nicht alles geklappt hatte.

»Wo ist das Tier?« fragte ich.

Bill hob die Schultern.

»Entkommen?«

»Sieht so aus.«

»Scheiße!«

Ein irres Lachen hallte durch den Raum. Marty hatte es ausgestoßen. Er ballte seine Hände zu Fäusten und sprach immer wieder davon, daß es weg war, daß es stärker war, daß wir es nicht fangen konnten.

Wenn ich ehrlich sein sollte, dann mußte ich ihm irgendwo recht geben.

Stand er jetzt noch stärker unter dem Einfluß des Tiers? Schon einmal hatte ich es mit dem Kreuz versucht. Bei seinem Anblick war Marty zusammengeschreckt und hatte mit einer fremden Stimme gesprochen. Da war etwas von diesem Tier in ihm. Auch wenn das Wesen selbst nicht geredet hatte, es war ihm jedoch gelungen, die Stimme zu verändern.

»Nimm das Kreuz!« flüsterte mir Suko zu.

»Darauf kannst du dich verlassen.«

Marty wußte, was kam. Er wollte weg, aber Bill stellte ihm ein Bein. Marty fiel zu Boden, kam hoch, und das vor mir. Ich mußte wie ein Gespenst gewirkt haben, denn er erlahmte mitten in der Bewegung und sah nur das Kreuz dicht über seinem Kopf pendeln. Den Mund hatte er weit aufgerissen, doch der Schrei drang gar nicht erst hervor, weil das Kreuz schneller war und ihn berührte.

Noch in derselben Sekunde sackte Marty zusammen. Er wurde blaß, er stöhnte, dann fiel er zu Boden und blieb bewußtlos liegen. Aber an seiner rechten Wange hatte sich das Fleisch geöffnet. Dort war eine fingerbreite Wunde zu sehen, aus der eine Flüssigkeit strömte, die aus Blut und grauer Zellmasse bestand.

Es mußte die Erlösung sein.

***

Noch in der Dunkelheit wurden Marty Stone und seine Mutter in den geschlossenen Trakt einer Nervenklinik gebracht, wo sie die nächsten Wochen unter der Beobachtung von Fachleuten standen, denn niemand konnte sagen, welche Schäden die Begegnung mit dem Tier

verursacht hatte. Es war leider geflohen. Wir hatten das Haus zusammen mit Kollegen von oben bis unten durchsucht, auch der Garten war nicht verschont geblieben, aber von dem Tier hatten wir keine Spur gefunden.

Es blieb verschwunden!

In der ersten Helligkeit des Tages verließen wir das Grundstück der Stones. Ziemlich deprimiert blieben wir am Tor stehen, und Bill fragte:

»Wie soll es jetzt weitergehen?«

»Wir müssen das Tier jagen.«

»Du hast gut reden, Suko. Wo?«

»Keine Ahnung.«

Sheila meinte: »Es hat sich in diesem Haus ziemlich wohl gefühlt. Es könnte ja wieder zurückkehren und auf Susan warten oder auf ihren Mann, der ja ab und zu hier wohnt.«

»Ihn müßten wir erreichen«, sagte Suko.

Mir ging Sheilas Idee nicht aus dem Kopf. Ich bestätigte ihr, daß sie mir gefiel, und sie fragte mich:

»Was willst du tun?«

»Wir könnten die nächsten Nächte in diesem Haus verbringen.«

»Eine gute Idee«, sagte Bill.

»Du auch?«

»Ja, Darling, ich auch. Ich hoffe, du hast nichts dagegen. Außerdem sehen sechs Augen mehr als zwei. Wir könnten uns auch gegenseitig bei der Wache ablösen.«

Sheila schüttelte den Kopf. »Das gefällt mir nicht.«

»Warum nicht?«

»Rein gefühlsmäßig. Bill, ich möchte, daß du bei uns bleibst. Das ist ein Job für Suko und John.«

Bill hob die Schultern. »Na ja, im Prinzip hast du recht. Wir sollten zusammenbleiben. Oder habt ihr etwas dagegen?«

»Das hatten weder Suko noch ich.«

»Bleibt ihr denn gleich hier?«

»Nein«, sagte ich. »Wir kommen später, kurz vor Einbruch der Dunkelheit. Das müßte reichen.«

»Wie ihr meint.«

Wir gingen noch mit bis zum Haus der Conollys. Das durchsuchten wir ebenfalls, aber uns kam kein Tier entgegen.

»Wir telefonieren?« fragte Bill zum Abschied.

»Immer.«

Er schlug uns auf die Schultern. Sheila nahm uns in die Arme, und wir freuten uns mit, daß sie glücklich aussah.

Als wir im Rover saßen, fragte Suko: »Was denkst du?«

»Nichts Gutes«, murmelte ich.

»Danke, ich auch…«

***

Wir hatten mit Sir James Powell gesprochen und von ihm so etwas wie ein verständnisloses Kopfschütteln als Antwort erhalten. Es war auch schwer zu begreifen, daß wir es mit einer magisch verseuchten und uralten Genmanipulation zu tun gehabt haben. Praktisch eine Mischung aus uralter Mystik und modernem Horror.

Nur war der Hauptakteur entkommen, und das hatte auch einen Mann wie Sir James nachdenklich gemacht. »Glauben Sie denn, daß es zurückkehren wird?« fragte er uns.

»Wir hoffen es«, sagte Suko. »Wo soll es hin? Nicht mehr in den Keller, es bleibt nur dieses Zuhause. Da kennt es sich aus, und es wird nach wie vor auf seine Kraft vertrauen.«

Der Superintendent nickte. »Gut, meinen Segen haben Sie.«

Damit waren wir entlassen und frei für eine Runde Schlaf. Bei mir wollte er zunächst nicht kommen, aber irgendwann schlief ich ein und wurde erst durch das Telefon geweckt.

Suko rief mich an. »Liegst du noch lang?«

»Ja.«

»Himmel, wir müssen los!«

Ich schaute auf die Uhr und fluchte. »In fünf Minuten bin ich bei dir.«

»Okay.«

Fieberhaft kleidete ich mich an und schaute dabei aus dem Fenster. Noch dämmerte es nicht, auch wenn das Wetter so aussah, denn die Wolken lagen tief und entließen einen dichten Sprühregen, der London zu einer nassen Fläche gemacht hatte.

Ich traf Suko, als er sich von Shao verabschiedete, die uns beiden ihre guten Wünsche mit auf den Weg gab, dann hielt uns beide nichts mehr. Wir brachen in Richtung Londoner Süden auf und erreichten unser Ziel am frühen Abend.

Der erste Schock erwischte uns an der Haustür. Sie war nämlich aufgebrochen.

»Er ist da!« flüsterte ich.

Zwei Minuten später sahen wir, daß auch die letzten Beweise vernichtet worden waren. Das Buch und das Papier waren verbrannt worden. Auf dem Boden lagen die Aschereste. Wir hatten es nicht mitgenommen, was ein Fehler gewesen war, denn wir hatten uns vorgenommen, den Text während der Wartezeit in der Nacht durchzugehen.

Hätte es noch eines letzten Beweises bedurft, so war uns dieser geliefert worden.

Das Tier hatte es wieder an den Ort seiner Taten zurückgezogen. Nur fanden wir es nicht. Wir suchten das Haus von unten bis oben ab, das Tier war nicht da. Um den Garten zu durchsuchen, war es zu dunkel. Deshalb wählten wir strategisch günstige Stellen aus, um einen

Eindringling so rasch wie möglich entdecken zu können. Kam er durch die Tür oder aus dem Keller, würde ich ihn sehen.

Kletterte er über das Dach, oder kam er von der ersten Etage, wartete Suko auf ihn.

Und auch ein gewisser Bill Conolly wartete auf unsere Nachricht. Ich tat ihm den Gefallen und rief ihn an.

***

Bill legte den Hörer auf und drehte sich um. Sheila und Johnny saßen im Wohnraum auf der Couch.

Sie schauten Bill gespannt an, der vor sich hinnickte. »Die beiden haben recht gehabt. Das Tier ist wieder zurückgekehrt. Es hat die Haustür aufgebrochen und auch das Buch und die Schrift verbrannt. Wie es das geschafft hat, weiß ich nicht.« Er setzte sich in einen Sessel und legte die Handflächen gegeneinander. »Dann können wir nur hoffen, daß es sich in der Nacht wieder zeigt.«

»Davon bin ich nicht überzeugt«, sagte Sheila.

»Warum nicht?«

»Kann es nicht sein, daß es die Spuren vernichtet hat, weil es so etwas wie ein Abschiedsbesuch gewesen ist?«

Bill wurde nachdenklich. »Ja, möglich, aber wo soll es hin? Dieses Haus ist ihm bekannt. Woanders fällt es auf.«

Sheila breitete die Arme aus. »Da ich auch keine Lösung weiß, lassen wir uns überraschen.«

»Hoffentlich dauert das nicht zu lange.«

»Warum?«

Bill winkte ab. »Ich bin hundemüde.«

»Leg dich hin.«

»Nein, ich will doch wissen, wann es erscheint. John will mich wieder anrufen.«

»Dann wirst du wach.«

»Was machst du denn?«

Sheila faßte seine Hand an. »Ich wecke dich, wenn ich müde bin. Einverstanden?«

Bill gähnte. »Meinetwegen.«

Als er aufstand, erhob sich auch Johnny. »Ich bin dann in meinem Zimmer, Mum. Ich muß noch was für Mathe tun. Vielleicht lenkt mich das auch ab, okay?«

»Ja, geht schon.«

Sie schaute ihnen nach. Aber das Lächeln auf ihren Lippen zerfaserte. Zwei müde Helden gingen schlafen, wobei es noch sehr früh war, denn erst jetzt schlich die Dämmerung heran. Sheila war nicht müde. Sie hätte sich gern hingelegt, doch ihre Unruhe war einfach zu stark. Sie verglich sie mit einem Uhrwerk, das sich einfach nicht abstellen

lassen wollte.

Sheila schaltete auch draußen alle Gartenlichter ein. Später ließ sie dann die Rollos vor die Scheiben gleiten, und sie freute sich darüber, daß sie sich nicht eingeschlossen vorkam.

Sie trank Tee und versuchte vergeblich, sich durch das Fernsehprogramm abzulenken, denn die Gedanken drehten sich stets um das Tier und dessen Flucht.

Es war verschwunden, aber es würde zurückkehren. Es war auch zurückgekehrt, Bill und John hatten die ersten Spuren entdeckt, aber würde es in der Nacht wieder erscheinen?

Sheila konnte es nicht sagen, aber die Nervosität ließ sich nicht mehr zurückdrängen. Sie wollte auch nicht im Sessel hocken bleiben. Irgendwann stand sie auf, ging auf leisen Sohlen in das Arbeitszimmer ihres Mannes und schloß eine Schublade auf, in der ein bestimmter Gegenstand lag.

Sheila gab selbst zu, daß sie die Goldene Pistole nicht mochte, sie war ihr einfach zu grausam, zu ultimativ, doch es gab Situationen, da konnte sie froh sein, die Waffe zu besitzen, auch wenn sie für den Träger selbst lebensgefährlich werden konnte, wenn er sie nicht beherrschte. Sheila wog die Waffe in der Hand. Sie überlegte noch, die Stirn hatte sie in Falten gelegt. Ihre Hand zuckte wieder zur offenen Lade hin, doch die Frau überlegte es sich anders.

Sie nahm die Goldene Pistole mit in den Wohnraum. An der offenen Tür blieb sie stehen. Die Blicke glitten durch den großen Raum. Sheila hatte das Gefühl einer Veränderung, konnte aber nicht sagen, ob sie es sich nur einbildete oder nicht.

Einige Sekunden blieb sie unbeweglich in dieser Haltung, dann schritt sie auf ihren Sitzplatz zu. Auf der Ledercouch lagen einige bunte Kissen. Unter einem davon versteckte Sheila die Waffe und kam sich plötzlich vor wie jemand, der auf etwas wartete.

Aber auf was?

Auf das Tier?

Dieser Gedanke regte sie auf. Er hinterließ bei ihr einen Schauer, und sie spitzte die Ohren, damit ihr kein Geräusch entging.

Andere Gedanken jagten durch ihren Kopf. Warum auch sollte das Tier nur in das Haus hineingehen, in dem die Stones lebten? Auch die Conollys waren mit diesem Wesen in Verbindung geraten, sicherlich standen auch sie auf der Liste.

Der Schauer auf dem Rücken verstärkte sich. Er nahm an Kälte zu: Sheila dachte daran, ihren Mann zu wecken und Johnny ebenfalls zu verständigen.

Sie wollte sich schon erheben, als sie das leise Kratzen hörte. Links von ihr, wo ein Sessel stand. An der Rückseite des Möbels, nicht einsehbar für sie…

Sheila bewegte ihre rechte Hand auf das Kissen zu, schob sie darunter und umklammerte den Griff der Goldenen Pistole. Plötzlich fiel ihr ein, daß es zu spät war, Mann und Sohn zu wecken. Das Fremde, Böse hatte bereits Einzug gehalten.

Sie stand mit einer langsamen Bewegung auf.

Und auch hinter dem Sessel tat sich etwas.

Das Tier erhob sich!

Sheila war nicht mal überrascht. Sie sah den häßlichen Kopf mit den Haarantennen dicht über der Lehne. Sie sah, wie sich diese Fäden bewegten und nach vorn neigten.

Zugleich spürte sie den Ansturm fremder Gedanken in ihrem Kopf. Das Tier war dabei, sie in seinem Sinne zu manipulieren, es spielte seine Kraft aus, von der es nichts verloren hatte.

»Nein! Nein!«

Sheila kämpfte dagegen an. Die Frau peitschte sich innerlich hoch, aber das Tier kam näher. Es umrundete den Sessel, der schiefe Mund in dem schiefen Gesicht war verzogen. Auf den Schultern saß der Kopf wie ein gekipptes Rechteck.

Wenn ich jetzt noch lange warte, ist es vorbei!

Dieser eine Satz war wie eine Zündung.

Sheila hob die Goldene Pistole an, zielte und schoß.

Sie hörte das schmatzende Geräusch, als die mörderische Flüssigkeit vom Planet der Magier in Form eines Tropfens die Mündung verließ und auf das Tier zuschoß.

Sie traf!

Das Tier zuckte zusammen.

Es wollte weg, aber es war zu spät, dann blitzartig hatte sich die Flüssigkeit zu einer gewaltigen Blase aufgebaut, zu einem durchsichtigen Ei, in dessen Mittelpunkt sich das Tier befand.

Das tötende Ei tanzte auf dem Boden des Wohnzimmers. In seinem Innern sammelten sich die Tropfen, sie wurden größer und größer, folgten der Schwerkraft, fielen nach unten und klatschten auf den Körper des Tieres, wo die Haut sicherlich aufzischte, aber das hörte Sheila nicht. Statt dessen schaute sie zu, wie das Tier verging. Die Kraft des Schleims in der Blase zerstörte es radikal.

Gesicht, Körper, Arme und Beine lösten sich auf. Das Tier wehrte sich, es schlug um sich, es wuchtete sich gegen die dünne Wand, die aber härter war als Stahl.

Nach einigen Sekunden war nur mehr ein Klumpen vorhanden, aus dem hin und wieder Gliedmaßen zuckten, zumeist die Antennenhaare, die längst zur Hälfte verkürzt waren.

Das Tier sackte zusammen.

Sein Körperrest schwamm in dieser schaumigen, schleimigen Flüssigkeit auf dem Grund des Eis.

Dort löste er sich auf.

Sheila hatte nicht zuschauen wollen, doch da war eine Kraft gewesen, die das Gegenteil sagte. Und sie wußte auch, daß die Blase für sie gefährlich werden konnte, wenn sie nicht zerstört wurde.

Sheila zog einen zweiten Abzug an der Waffe zurück.

Ein kleiner Pfeil jagte in die Haut der Blase, die blitzartig verschwand, weil sie zerplatzt war wie ein Ballon.

Zurück blieb ein schmieriger und stinkender Rest.

Sheila ließ die Waffe fallen. Sie griff nach dem Handy auf dem Tisch. Mit zitternden Fingern wählte sie die Nummer der Stones.

John Sinclair meldete sich.

»Sheila hier. Es ist vorbei, John, endgültig. Das Tier existiert nicht mehr.«

Sie hörte noch den Schrei, die Antwort, dann unterbrach sie die Verbindung und ließ ihren Tränen freien Lauf.

Diesmal waren es Tränen der Erleichterung, der Entspannung und auch des Glücks…

ENDE des Zweiteilers